

Gerhard Pfister, Angelina Jolie & Brad Pitt, «Samschtig-Jass»

# DIE WELTWOCHEN



Nummer 39 – 29. September 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Der Fall  
Wesam A.**  
Terrorfreund  
auf Sozialhilfe



## Michel Houellebecq

Der brisanteste Schriftsteller der Gegenwart über  
Frankreich, Europa, Muslime und das Rätsel der Liebe







EDELWIIIS

Premium Schweizer Möbel und Inneneinrichtung  
nach Mass im Chalet- und Landhaus-Stil.

Unweit der Berliner Prachtsallee «Unter den Linden» ging am Montag zum zweiten Mal die Verleihung des Frank-Schirmmacher-Preises für «herausragende Leistungen zum Verständnis des Zeitgeschehens» über die Bühne. Die Aus-



**Prophetische Gaben:** Houellebecq, Gotthelf.

zeichnung erinnert an den namhaften früheren Feuilletonchef der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der im Juni 2014 mit erst 54 Jahren überraschend starb. Nach dem deutschen Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger wurde in diesem Jahr der geniale französische Romancier und Lyriker Michel Houellebecq gewürdigt, ein mit prophetischen Gaben ausgestatteter Autor, der in Frankreich vor allem auch deshalb Gefühle der Bewunderung und der erbitterten Feindseligkeit auslöst, weil er erklärermassen gegen die Hegemonie der linken Intellektuellen und Medien antritt. Der Präsident des Schirmmacher-Preises, Michael Gotthelf, hatte mit seinen Kollegen abermals eine glückliche Hand bei der Wahl des Prämierten. Houellebecq gehört zu den wenigen Stars der Kulturszene, die immer wieder den Mut aufbringen, brenzlige Themen aufzugreifen und unliebsame Realitäten zu benennen. Zuletzt machte er mit seinem Roman «Unterwerfung» Furore, in dem er die Islamisierung Frankreichs als eine Art Mischung aus freundlicher Übernahme und Selbstmord einer Kultur darstellte, die den Glauben an ihre Ideale verloren hat, um sich schlaff und willig unter Joch einer anderen zu begeben. Durch die Veranstaltung führte Martin Meyer, früherer Feuilletonchef der NZZ. Die Laudatio hielt die bekannte deutsche Soziologin Necla Kelek. Es waren zahlreiche weitere Persönlichkeiten aus

der Schweiz anwesend, unter anderem die Ex-Bankiers Konrad Hummler und Raymond Bär, die Investorin Carolina Müller-Möhl und der Manager Marco Solari. Die *Weltwoche* führte aus Anlass der Preisverleihung mit Michel Houellebecq ein grosses Interview. **Seite 18**

Der US-Wahlkampf ist in die Zielgerade eingebogen. Wie auf einer Fieberkurve wird die Temperatur bis zur Wahl am 8. November sukzessive ansteigen. Die *Weltwoche* nimmt die Kandidaten und ihre Klientel unter die Lupe. Flankiert wird die Berichterstattung von zwei *senior editors*, die zum Urgestein der US-Berichterstattung gehören. Hanspeter Born, ehemaliger *Weltwoche*-Auslandredaktor, sammelt jene Nachrichten, die unsere Medien links und rechts vom Mainstream liegenlassen. Als Austauschschüler erlebte er vor sechzig Jahren erstmals eine US-Wahlkampagne. 1980 berichtete er für die Hörer des Schweizer Radios über einen der bisher spannendsten Wahlkämpfe, jenen, der mit dem unerwarteten Sieg Ronald Reagans eine neue Ära einläutete. 2008 reiste Born ein letztes Mal zu Wahlveranstaltungen und liess sich vom aufsteigenden Stern Obama blenden. Jetzt stellt er wie immer seit 1956 wieder Überlegungen darüber an, für wen er, wäre er Amerikaner, stimmen würde. Diese Woche misst er den Kandidaten Trump und Clinton erstmals die Temperatur. Hansrudolf Kamer, langjähriger Ausland-Kolumnist und ehemaliger Auslandchef der NZZ, wird für Sondereinsätze zur Feder greifen. Als Student reiste er 1970 quer durch Amerika. Richard Nixon war Präsident, und der Anti-Establishment-Protest war spürbar. Als Korrespondent der NZZ erlebte er die Präsidentschaft Reagans in Washington. Der Schauspieler war ein Politiker mit grosser Weitsicht und instinktsicherem Timing. Auch unter Clinton, Obama und den Bushs hat das schillernde Amerika für Kamer nicht an Faszination verloren. Kamer hat in der Montagnacht für uns die erste TV-Debatte verfolgt. **Seite 30–31**

In eigener Sache: Vor fünf Jahren bezeichnete die *Weltwoche* den vermeintlichen Whistleblower Rudolf Elmer als «Datendieb» und «Erpresser». Elmer klagte – und bekam im letzten Mai insofern recht, als nach Meinung des Zürcher Bezirksgerichtes die Unschuldsvermutung bezüglich des erstinstanzlich verurteilten ehemaligen Bär-Bankers verletzt worden sei. Die *Weltwoche* focht das Urteil nicht an, das in dieser Ausgabe publiziert wird (Seite 35), ansonsten aber keine Folgen hat – und mittlerweile ohnehin überholt ist. Im letzten August bestätigte das Obergericht Elmers Verurteilung wegen Drohung, Nötigung sowie Urkundenfälschung und gelangte zu einem Fazit, das um einiges härter klingt als jenes der *Weltwoche*: «Herr Elmer, Sie sind kein Whistleblower, sondern ein ganz gewöhnlicher, auf seinen eigenen Vorteil bedachter Krimineller.» *Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# NEU Faszination Dourotal

mit der MS Douro Spirit ☀️☀️☀️+

Alle Kabinen mit französischem Balkon



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
bis Fr. 600.–  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Porto–Barca d'Alva–Régua–Porto

**8 Tage ab Fr. 1090.–** (Rabatt Fr. 600.– abgezogen, 22.03.17, Mitteldeck hinten, Vollpension, ohne Flug)

**1. Tag Zürich–Porto–Vila Nova de Gaia** Flug mit TAP von Zürich nach Porto. Transfer und Einschiffung. **2. Tag Vila Nova de Gaia–Régua** Fahrt Richtung Régua. Ausflug\* nach Lamego. Portweinverkostung in der Quinta do Seixo. Abends Folkloredarbietung. **3. Tag Régua–Pinhão–Vega de Terrón** Fahrt nach Vega de Terrón. Ausflug\* zur Quinta Avessada inkl. Mittagessen und Live Unterhaltung. Kapitän-Dinner. **4. Tag Vega de Terrón–Barca d'Alva** Busausflug\* nach Salamanca mit Rundgang. Mittagessen mit Flamenco-Show. Am Abend portugiesisches Grillfest. **5. Tag Barca d'Alva–Pinhão** Ausflug\* am Vormittag zum Castelo Rodrigo. Rundgang und Rückkehr zum Schiff. Weiterfahrt nach Pinhão. **6. Tag Pinhão–Régua–Vila Nova de Gaia** Ab Régua Ausflug\* nach Vila Real mit Besuch des Schloss Mateus. Rückfahrt durch die einzigartige Landschaft. Besuch\* Weinmuseum in Régua. Weiterfahrt in Richtung Porto. Das Schiff liegt über Nacht in Vila Nova de Gaia. Traditionelle Fado-Show an Bord. **7. Tag Vila Nova de Gaia** Stadtrundfahrt Porto\* von Cais da Ribeira zur alten Alfândega. Portweinverkostung in Kellerei. Nachmittags Ausflug\* nach Guimarães. Letztes Abendessen an Bord. **8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich** Ausschiffung und Transfer. Rückflug von Porto nach Zürich mit TAP.

### MS Douro Spirit\*\*\*\*\*

Das moderne, komfortable, 2011 gebaute Schiff der Reederei douroazul bietet Platz für 124 Gäste. Alle 65 Kabinen verfügen über einen französischen Balkon, Sitzgelegenheit mit kleinem Tisch und Stühlen, Dusche/WC, Föhn, TV, Telefon, Safe und individuell regulierbare Klimaanlage. Die Kabinengröße beträgt bei den Standardkabinen sowie den 1-Bettkabinen Mitteldeck ca. 16 m<sup>2</sup>, Mitteldeck vorne ca. 15 m<sup>2</sup> und 1-Bettkabinen Mitteldeck vorne ca. 14 m<sup>2</sup>. Die Junior Suite auf dem Mitteldeck (ca. 20 m<sup>2</sup>) und die Suiten auf dem Oberdeck (ca. 24 m<sup>2</sup>) sind zusätzlich mit einer Badewanne ausgestattet. Zur Bordeinrichtung gehören elegantes Restaurant, Salon mit Bar/Tanzfläche, Spa, Fitnessraum, Réception und Boutique/Souvenirshop, teilweise überdachtes Sonnendeck mit Sitz- und Liegegelegenheiten und kleinem Pool. Lift vom Unter- zum Oberdeck. WLAN gegen Gebühr. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar

+ Fakultativer Ausflug an Bord buchbar

Programmänderungen vorbehalten

Reederei/Partnerfirma: douroazul

Porto



- Douro-Tal – UNESCO-Weltkulturerbe
- Spektakuläres Weinanbaugebiet
- Lebendige Hafenstadt Porto

### Abreisdaten 2017 Es het solangs het Rabatt

22.03. 600 03.05. 200 14.06. 200 26.07. 500 06.09. 200 18.10. 300  
29.03. 500 10.05. 200 21.06. 200 02.08. 600 13.09. 200 25.10. 400  
05.04. 400 17.05. 200 28.06. 300 09.08. 600 20.09. 200 01.11. 600  
12.04. 300 24.05. 200 05.07. 400 16.08. 500 27.09. 200 08.11. 600  
19.04. 300 31.05. 200 12.07. 500 23.08. 400 04.10. 200  
26.04. 200 07.06. 200 19.07. 500 30.08. 300 11.10. 200

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Mitteldeck hinten	1690
2-Bettkabine Mitteldeck vorne	1890
2-Bettkabine Mitteldeck	1990
Junior Suite Mitteldeck	2690
Einzelkabine Mitteldeck vorne	2490
Einzelkabine Mitteldeck	2590
2-Bettkabine Oberdeck hinten	1990
2-Bettkabine Oberdeck	2190
Suite Oberdeck	2990
Zuschlag zur Alleinbenutzung	auf Anfrage
Ausflugspaket (7 Ausflüge)	260
Flug mit TAP inkl. Transfers in Portugal, Taxen, Basis G-Klasse (höhere Klasse gegen Zuschlag)	395

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Getränkepaket, ohne Flug.

Weitere Details finden Sie im Internet unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



### Verlängerungsprogramm Lissabon

**Pauschalpreis p.P. in Fr. DZ 490.–, EZ 660.–**

(inkl. 3 Übernachtungen, alle Ausflüge und deutschsprachige Reiseleitung. Weitere Details im Internet oder Flyer.)

**8. Tag Porto–Lissabon** Unterwegs Besuch von Aveiro und Mittagessen in Coimbra. **9. Tag Lissabon** Ausflug durch Lissabon mit Alfama, Kastell St. Georg und Belem mit Turm. Am Nachmittag Zeit zur freien Verfügung. **10. Tag Lissabon** Ausflug nach Estoril und Cascais. Nachmittags in Lissabon. **11. Tag Lissabon–Zürich** Rückflug.

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Martina Hafen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# Vielleicht nichts

Wahrheit und Dichtung zum Tag des Verfassungsbruchs im Bundeshaus.

Von Roger Köppel

Die Entscheidung der Berner Nationalratsmehrheit vom Mittwoch letzter Woche, wie angekündigt die Masseneinwanderungsinitiative nicht umzusetzen, wird auf ihre Urheber zurückfallen. Bleibt das Gesetz, wie es ist, wird es keine Wirkung haben. Die Zuwanderung wird hoch bleiben, die Arbeitslosigkeit unter Ausländern wird steigen, die Verbitterung im Volk wird zunehmen. Es bringt nichts, Abstimmungen durchzuführen, wenn die Politiker das Resultat nicht ernst nehmen.

Die Berner Verfassungsbrecher, allen voran die Freisinnigen, behaupten, es gehe ihnen darum, die bilateralen Verträge mit der EU zu retten. Die entsprechenden Risiken seien dem Volk bei der Abstimmung nicht bewusst gewesen. Das ist unwahr. Der Bundesrat selber schrieb in seiner Botschaft einleitend fettgedruckt, eine Annahme des Begehrens stelle die «bewährten bilateralen Beziehungen zu unseren europäischen Partnerländern in Frage» und «schadet der Wirtschaft». Die Gegner der migrationspolitischen Selbstbestimmung pflasterten die Schweiz mit Plakaten voll, die den Leuten mit dem Bild eines Holzhackers Angst einflössen sollten, es werde das bilaterale Wohlstandsbäumchen gefällt, wenn die Initiative gegen die Masseneinwanderung durchkomme.

Die Mehrheit stimmte trotzdem mit Ja. Der Wunsch, die Zuwanderung «eigenständig» zu steuern, war stärker als das Bedürfnis, die überschätzten Bilateralen I zu halten. Man mag die Einstufungen des Souveräns sachlich falsch finden – sie sind es nicht –, aber eine Mehrheit der Stimmbürger hat am 9. Februar 2014 so entschieden. Das gilt.

Eine weitere Unwahrheit ist, dass die SVP, die das Volksbegehren lanciert hatte, eine Kündigung der Bilateralen I niemals als wenn auch unwahrscheinliche Möglichkeit in Betracht gezogen habe. Der damalige Parteivizepräsident Christoph Blocher bekräftigte in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* schon am 28. Mai 2011: «Wir streben Neuverhandlungen an – nicht die Kündigung. Aber wenn es nicht anders geht, muss man diese in Kauf nehmen.» Er fügte hinzu, die EU werde «es nicht auf eine Kündigung ankommen lassen – bei guten Verhandlungen».

Der Bundesrat war von Anfang an weder willens noch fähig, diese Verhandlungen «gut» zu führen mit dem Ziel, die Massen-



«Unzweideutige Entwarnungen.»

einwanderungsinitiative durchzusetzen. Bundesrätin Simonetta Sommaruga streckte bereits im Februar 2015 endgültig die Waffen, als sie dem Schweizer Radio ihre Strategie, wenn man diese Kapitulation so nennen kann, sinngemäss umriss. Man werde jetzt nach Brüssel gehen, um abzuklären, was man von der EU bekommen werde: «Vielleicht bekommen wir viel, vielleicht bekommen wir wenig, vielleicht bekommen wir nichts.»

Wer mit solchen Vorsätzen in Verhandlungen steigt, kann sich die Reisespesen sparen. Der Bundesrat hat sich von Beginn weg derart defensiv verhalten, dass ein bekannter Schweizer Strafverteidiger dafür den treffenden Begriff der «Selbsterpressung» prägte.

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Es ist tatsächlich so, dass der Bundesrat den Druck der EU auf die Schweiz weitgehend selber konstruierte. Bereits im Sommer 2014 sagte der damalige Schweizer Spitzendiplomat Tim Guldemann der *Weltwoche* in einem Interview, dass die EU die bilateralen Verträge I wegen der Masseneinwanderungsinitiative nicht kündigen werde. Die sechs Abkommen über die Freizügigkeit, über den Landverkehr, über die Landwirtschaft, über den Luftverkehr, über das Beschaffungswesen und über die nichttarifären Handelshemmnisse seien auch im Interesse der EU.

Diesen Befund bestätigte ein halbes Jahr später an einer öffentlichen Tagung des Gewerbeverbands in Klosters der ehemalige Schweizer EU-Chefunterhändler Yves Rossier, als er vor über 200 staunenden Zuhörern deutsch und deutlich sagte, eine Kündigung der Bilateralen I durch Brüssel wegen der Zuwanderungsinitiative werde es nicht geben.

Trotz diesen unzweideutigen Entwarnungen seiner eigenen Botschafter schürte der Bundesrat bei den Leuten weiterhin die Furcht vor der angeblichen Kündigung. Noch am Mittwoch letzter Woche, als der Nationalrat die Verfassung brach, rechtfertigte Justizministerin Sommaruga die Nichtumsetzung damit, dass man eine Streichung der Bilateralen I durch die EU verhindern wolle.

Die Behauptung schepperte noch heftiger als sonst, denn nur zwei Tage zuvor hatte EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker höchstpersönlich bei seinem Besuch an der Churchill-Feier in Zürich öffentlich erklärt, dass die EU die Bilateralen I nicht beerdigen werde, sollte die Schweiz den Volksentscheid gegen die Personenfreizügigkeit so umsetzen, wie er in der Verfassung steht.

Bundesrat und Teile des Nationalrats ziehen Volk und Stände über den Tisch. Das Geschwafel über höhere «gesamtwirtschaftliche Interessen» ist pure Demagogie. Es ist auch eine Beleidigung der Intelligenz der Bürger, die sich bereits einmal sehr sorgfältig die Argumente für die angeblich überlebenswichtigen Bilateralen I angehört und trotzdem für die Initiative gestimmt haben.

Die Abstimmungsverlierer von damals würgen heute ihren Willen durch, ohne allerdings an den Betrug zu glauben, den sie eben beschlossen haben. Die neue FDP-Chefin Petra Güssi, die während der Bundeshausdebatte diskret abtauchte, ruft, wiedererweckt, den Ständerat bereits zu Verschärfungen auf, die sie selber einzubauen sich nicht getraute.

Es gibt auch eine gute Nachricht: Die Volksverschwämmer sind jetzt namentlich bekannt, und das wirksamste Immunsystem der Demokratie sind nach wie vor die nächsten Wahlen.

Nein, die Schweiz braucht kein Verfassungsgericht. Sie braucht nur andere Politiker, die sich an die Verfassung und an Volksentscheide halten.





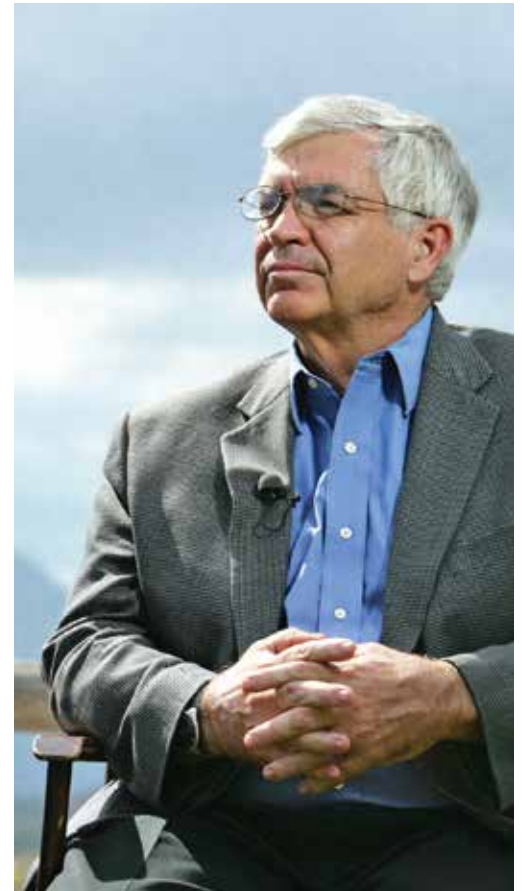
Farce der Repräsentation: Hillary Clinton. Seite 28



Kulinarischer Vordenker: Mark Humm. Seite 70



«Dirty Harry»: Rodrigo Duterte. Seite 56



Liberalen Reformen: John B. Taylor. Seite 54

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Geheimnis der Freiheit

11 Im Auge Mia Farrow, trauernde Mutter

12 Finanzplatz Maurer defensiv

12 EU Ein Land wehrt sich

13 Kriminalität Justiz hintertreibt Ausschaffungen

### 14 Abschied vom Traum

Franziska Ferber über ihren unerfüllten Kinderwunsch

16 Personenkontrolle Schmid, Leutenegger Oberholzer etc.

17 Nachruf Arnold Palmer, Golfprofi

### 18 Abrechnung mit Frankreich

Michel Houellebecq über das vergiftete Klima in seiner Heimat

20 Literatur Unterwerfung

24 Autoren Visionär unter Polizeischutz

25 Denker Wurzeln des Bösen, Reich des Guten

26 Die Deutschen Mittel zum Zweck

26 Wirtschaft Rezepte aus dem Mottenschrank

### 28 Warum ich trotzdem Hillary wähle

Hans Ulrich Gumbrecht über seine schwierige Wahl

30 Fieberkurve Korb der Kläglichen

31 Ausland Showtime in Amerika

32 Mörgeli Dummheit im Wirtschaftskrieg

32 Bodenmann Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?

33 Medien Das Feuer des Kapitalismus

33 Gesellschaft Blutsauger

34 Darf man das? / Leserbriefe

## Hintergrund

### 36 Sozialhilfe für Terroristenfreund

Der Fall des verurteilten Terroristenhelfers Wesam A.

38 Islamismus Radikalisierung in Winterthur

### 40 Chor der Verfassungsbrecher

Die schräge Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative

42 Volksinitiativen Mit Ächzen und Stöhnen

43 Tessin Geblendete Dunkelkammer

43 Migration Solo-Tour

### 44 Den Freisinn im Visier

CVP-Präsident Gerhard Pfister attackiert die FDP

45 «Arena» Märchenstunde

46 Statistik Wer ist am Kriminellsten?

48 Rapperswil Wird Bruno Hug Stadtpräsident?

50 Zug Bedrohte Zeugen

51 Biotechnologie Gestärkte Feinde

51 Bundesrat Güsselpolitik

52 Finanzen Hungriger Staat

### 54 «Eine andere Philosophie»

Ökonom John B. Taylor über die Vorzüge von Donald Trump

55 Analyse Trump vs. Clinton

### 56 Neunzig Tage Anarchie

Der philippinische Präsident Rodrigo Duterte

57 Kolumbien Heikle Schweizer Verstrickungen





## *Ungewisse Renten.* Betrifft Sie das?

Gestiegene Lebenserwartungen, rekordtiefe Zinsen.  
Das stellt die Vorsorgewerke vor gewaltige Herausforderungen.  
Ihre Rentenleistung wird sinken.

Planen Sie Ihre Vorsorge mit uns.



Entdecken Sie mehr auf  
**NOTENSTEIN-LAROCHE.CH**  
oder im persönlichen Dialog.



NOTENSTEIN  
LA ROCHE

PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENF LAUSANNE LOCARNO LUGANO  
LUZERN OLTEN SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH





© Fototeca Enit Sandro Bedessi



© Fototeca Enit Sandro Bedessi



© Keystone



© Katarzyna Artymiak

## VIP-Kulturreise «Rom–Schweizergarde–Vatikan»

# Zu Gast bei den Gardisten

Höhepunkte der fünftägigen Reise sind der persönliche Empfang bei der Päpstlichen Schweizergarde sowie ein geschlossener Abend in der exklusiv für Sie reservierten Sixtinischen Kapelle.

Werfen Sie einen Blick hinter die Kulissen der Ewigen Stadt, in der Michelangelo, Raffael, Tizian und Caravaggio ihre Spuren hinterlassen haben. Sie logieren im Viersternehotel «VOI Donna Camilla Savelli» im ältesten Stadtteil Trastevere – einem ehemaligen Kloster aus dem 17. Jahrhundert. Die berühmte Kirche Santa Maria della Pace befindet sich nur fünf Gehminuten entfernt. Den Vatikan erreichen Sie auf einem Spaziergang entlang des Tiber. Um ins historische Zentrum zu gelangen, überqueren Sie einfach den Ponte Sisto.

«Rom sehen und sterben», notierte Goethe auf dem Höhepunkt seiner italienischen Reise. Roms Faszination ist ungebrochen: In ausgewählten Kirchen und in der Galleria Borghese erkunden Sie den kulturellen Reichtum der Stadt von der Antike über das Mittelalter bis in die Neuzeit. Im Vatikan erhalten Sie Einblicke, die dem Publikum sonst verwehrt bleiben. Degustationen und kulinarische Genüsse in typischen Restaurants machen die Städtereise zum Erlebnis für alle Sinne.

### Programm, Höhepunkte:

- 1. Tag: Anreise Rom**
  - Rundgang durch Trastevere
  - Dinner bei «Pierluigi»
- 2. Tag: Antikes Rom, Sixtinische Kapelle**
  - Aufstieg zum Kapitol
  - Kirche St. Paul vor den Mauern mit Porträts aller Päpste
  - Privater Abend in der Sixtinischen Kapelle
- 3. Tag: Roms Kirchen, Schweizergarde**
  - Informativer Spaziergang zur Stadtgeschichte
  - Basilica di San Clemente al Laterano
  - Kirchen Sant'Agostino und San Luigi dei Francesi
  - Apéro in einer Enoteca mit erlesenen Weinen
  - Persönlicher Empfang der Schweizergarde durch Kommandant Christoph Graf
  - Führung durch Quartier und Waffenkammer
  - Apéro und Gespräch mit Gardisten
  - Abendessen in einer typischen Trattoria
- 4. Tag: Villa Farnesina, Galleria Borghese**
  - Villa Farnesina und Kirche Santa Maria in Trastevere
  - Galleria Borghese mit Werken von Tizian, Raffael, Caravaggio, Canova und Bernini
  - Abendessen im «Antica Pesa»
- 5. Tag: Papstsegen, Rückreise**
  - Aufstieg in die Kuppel des Petersdoms
  - Sonntäglicher Segen auf dem Petersplatz

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Kulturreise «Rom–Schweizergarde–Vatikan»

##### Reisetermine:

2.–6. November 2016 und 9.–13. November 2016

##### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Rom–Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstück im Viersternehotel in Rom
- 3 Dinner und ein privater Abend in der Sixtinischen Kapelle
- Ausflüge, Rundgänge und Besichtigungen laut Programm, inkl. Eintritt
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

##### Spezialpreise:

Fr. 2780.– pro Person, EZ-Zuschlag: Fr. 600.–

##### Limitierte Teilnehmerzahl:

Maximal 20 Gäste pro Reisetrip.  
Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

##### Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) oder  
Tel. 091 752 35 20, E-Mail: [n.nessi@mondial-tours.com](mailto:n.nessi@mondial-tours.com)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno  
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)







*Ehe macht helllichtig:* Brad Pitt, Angelina Jolie. Seite 60

## Stil & Kultur

**58** [Ikone der Woche Trumpf Rose](#)

**60** [Szenen einer Ehe](#)

Die Geschichte von Brad Pitt und Angelina Jolie ist wie ein Grimm-Märchen

**61** [Begegnungen Selfie mit John Travolta](#)

**62** [Menschenfinsternis](#)

Philosoph Byung-Chul Han über das Ende menschlicher Beziehungen

**65** [Geschichte Friedrich Engels über die Schweiz](#)

**66** [Top 10](#)

**66** [Kino «Show Me a Hero»](#)

**67** [Jazz Emile Parisien Quintet](#)

**60** [Namen Fülle des Lebens](#)

**69** [Hochzeit Sandra Rupp und Martin Saxer](#)

**69** [Thiel Wunder](#)

**70** [Die Gebrüder Humm](#)

Mark und Daniel Humm sind kulinarische Vordenker

**72** [Wein Argiano Brunello di Montalcino 2011](#)

**72** [Zu Tisch Roger Bähler, Kaffee-Experte](#)

**73** [Motorrad BMW C 650 GT ABS \(III\)](#)

**74** [MvH trifft Tommy «T. Baron» Vetterli, Produzent und Bandleader](#)

## Autoren in dieser Ausgabe

### Franziska Ferber



Während fünf Jahren war die Münchnerin zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der CSU. Vor zwei Jahren machte sie sich selbständig: als Coach

für Menschen mit unerfülltem Kinderwunsch. Sie schreibt über ihre eigene Erfahrung mit dem Tabuthema. Seite 14

### Giuseppe Gracia



Der PR-Berater und Buchautor ist seit 2011 Informationsbeauftragter des Bistums Chur. In dieser Ausgabe bespricht er das neue Buch des

deutsch-koreanischen Philosophen Byung-Chul Han über die kollektive Selbstentfremdung in der westlichen Gesellschaft. Seite 62

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



# Schlagen Sie Ihren Anlage- berater.

**Steigern Sie Ihr  
Börsen-Know-how.**

**BIS 4.11.  
MITSPIELEN  
UND  
GEWINNEN.**

---

**Investor-X. Das Börsenspiel der FuW mit 0% Risiko.**

---

Investieren Sie in Ihr Wissen: Lernen Sie alles über das Handeln mit Wertpapieren und gewinnen Sie Preise im Gesamtwert von CHF 35 000  
Jetzt unter [www.investor-x.ch](http://www.investor-x.ch)

---

**FINANZ**<sub>und</sub>  
**WIRTSCHAFT**

Hauptsponsor: **PostFinance** Co-Sponsoren:  **Schroders** **pro aurum**  
Edelmetalle, Münzen, Barren.



# Geheimnis der Freiheit

Von Philipp Gut — Beim alten Griechen Thukydides kann man lesen, woran es der Berner Politik von heute mangelt.



Wie ein Blitz: Thukydides-Statue in Wien.

Die Vorgänge im Bundeshaus in diesem Spätsommer 2016 haben etwas Gespensisches. Vergangene Woche verabschiedete der Nationalrat ein Gesetz, welches das Volks-Ja zur Begrenzung der Zuwanderung mittels Kontingenten, Höchstzahlen und Inländer-vorrang in sein Gegenteil verkehrt. Nichts von dem, was seit dem 9. Februar 2014 in der Verfassung steht, wird umgesetzt. Der aufregendste Volksentscheid der letzten Jahre – zerrieben.

## Mut

Aufstände gegen die Anmassenden da oben würden nicht überraschen. Doch es bleibt erstaunlich ruhig im Land. Die nächsten nationalen Wahlen, das wissen auch die dreistesten Parlamentarier, finden erst in drei Jahren statt: Das Stimmvieh wird schon wieder vergessen.

Natürlich ging es den anderen Parteien auch darum, der SVP, der Urheberin der Masseneinwanderungsinitiative, eins auszuwischen: «Ätsch, zu früh gefreut – das letzte Wort haben wir.» Das Kernmotiv dieser auf allen Kanälen übertragenen Lektion in flagranter Demokratieverachtung liegt allerdings woanders: Bundesrat und Parlament schielen angestrengt nach Brüssel. Die bilateralen Verträge, heisst es in Bern, dürften auf keinen Fall gefährdet werden. Dieses Credo steht über allem, auch über

der Respektierung von Volk und Verfassung. Die Angst, die EU auch nur in Ansätzen zu verärgern, leitet die Berner Politiker auf ihre un-demokratischen Abwege.

Das ist nicht ohne Ironie. Denn «Angst» ist das bevorzugte Erklärungsmuster derselben Politiker, wenn sie über Volksentscheide wie jenen vom 9. Februar 2014 lamentieren: Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, Angst vor der unkontrollierten Migration, Angst vor dem Fremden, Angst vor der Globalisierung, Angst vor allem.

Dem steht die Angst Berns vor Brüssel gegenüber. Man wagt sich schon gar nicht mehr in Situationen vor, bei denen es zu Konfrontationen kommen könnte. Der Bundesrat macht keinen Schritt, der nicht mit dem melancholisch-machtbewussten EU-Dirigenten Jean-Claude Juncker abgestimmt wäre.

Statt ins Brüsseler Wunschkonzert einzustimmen, sollten unsere Politiker lieber mal wieder Thukydides lesen. «Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit, das Geheimnis der Freiheit aber ist der Mut», schrieb der griechische Historiker in seinem «Peloponnesischen Krieg». Die Sätze, aufgezeichnet vor zweieinhalbtausend Jahren, erhellen die gegenwärtige Lage wie ein Blitz. Sie sprechen für sich.

Mehr zum Thema: ab Seite 40

# Rosemary's Baby



Mia Farrow, trauernde Mutter.

Hollywood verteilt keine Preise für tapfere Mütter von Grossfamilien. Die konfliktprotesten Heldinnen – sie haben ja noch ihre Problemmänner. Die tragische Meldung, dass sich Mia Farrow's Adoptivsohn Thaddeus umgebracht hat, ging unter im Gerüchtemeer um die Scheidung von Angelina Jolie und Brad Pitt. Thaddeus Farrow hiess mit zweitem Vornamen Wilk, benannt nach dem Richter Elliott Wilk, der Mias Trennungsschlacht gegen ihren Langzeitpartner Woody Allen entschieden hatte. Die Beziehung zerbrach, nachdem Woodys Verhältnis mit seiner Quasi-Stieftochter Soon-Yi Previn ans Licht gekommen war (sie sind längst verheiratet). Thaddeus Farrow wurde 27 Jahre alt. Mia Farrow, heute 71, hatte ihn in einem Waisenhaus in Kalkutta gefunden, der kleine Junge litt an Kinderlähmung. Insgesamt hatte der einstige Hollywood-Star («Rosemary's Baby») vierzehn Kinder, davon vier biologische, und drei leben bereits nicht mehr.

Dieses missionarische Übermuttertum beseelt auch Engelchen Jolie. Sie wollte ein siebtes Kind, für eine Million Dollar. Pitt wollte nicht. Kinderreichtum scheint ein trendy Luxus in der alternden westlichen Gesellschaft. Madonnas Babysuche in der Welt der Armen wirkte so peinlich inszeniert wie ein Shopping-Trip. Bis dann die Scheidungsanwälte den Teilungsschlüssel der Kinderschar aushandeln. Der Revue-Tänzerin Josephine Baker lag einst Paris zu Füssen. Sie hauste mit einem Dutzend Waisenkindern in einem Märchenschloss im Périgord, und ihre «Regenbogenfamilie» überlebte vier Baker-Ehemänner.

Weshalb gehen uns Grossfamilien und ihre Dramen so an Herz und Verstand? Die Chaplins? Der Hippie-Chor der Kellys (vierzehn Kinder)? Die Mafia-Corleones? Vielleicht ahnen wir, dass fast alle von uns Gene und Existenz den Grossfamilien der vorausgegangenen drei, vier, fünf Generationen verdanken. Nicht auszuschliessen, dass in Deutschland nach Mutti Merkel das wahre Matriarchat übernimmt, Ursula von der Leyen, Mutter Courage von sieben Kindern. Peter Hartmann

## Maurer defensiv

Von Florian Schwab — US-Banken wildern in der Schweiz. Der Finanzminister schaut weg.

Vor ein paar Tagen schlug die *Sonntagszeitung* Alarm: «Grösste US-Bank geht in der Schweiz auf Schwarzgeld-Fang!» Vorwurf: JP Morgan Chase bearbeite von Chicago aus Schweizer Vermögensverwalter, um deren Kundengelder von der Schweiz in US-Konstrukte zu verschieben, die in erster Linie der Steuervermeidung dienen. Und die es in der schönen neuen Welt des automatischen Informationsaustauschs gar nicht mehr geben dürfte.

Neu ist nicht, dass Nordamerika zur letzten Fluchtburg für unbesteuerter Vermögen wird. Seit 2006 ist bei der OECD aktenkundig, dass die USA als eines von wenigen Ländern keine ausreichenden Prozeduren kennen, um den Eigentümer hinter einem Vermögenskonstrukt (wie etwa einem Trust oder einer Limited Liability Company) zu identifizieren. Neu ist, dass amerikanische Banken im bisherigen Mekka der grenzüberschreitenden Vermögensverwaltung, in der Schweiz, gezielt auf Kundenfang gehen.

### Verärgert über die SVP

Die bisher veröffentlichten Informationen belegen zwar nicht eindeutig, dass es um Steuermeidung geht. Doch Branchenkenner sind sich sicher, dass dieser Aspekt beim Werben um Schweizer Vermögensverwalter eine grosse Rolle spielt. Damit findet sich der Schweizer Finanzplatz in vertauschten Rollen wieder: Während es früher die Schweizer Banken waren, die Uncle Sam auf eigenem Territorium auf der Nase herumtanzten, tun nun offenbar die amerikanischen Banken Ähnliches mit Helvetia.

Anders als die USA hat die Schweiz seit Jahren keine Regierung und Behörden mehr, die für die Interessen des eigenen Finanzplatzes eintreten. Wer hier Hoffnungen auf den neuen Finanzminister Ueli Maurer (SVP) setzte, sieht sich darin bisher nicht bestätigt. Zwar hatte Maurer im April betont, auf dem Weg zum globalen Austausch von Steuerdaten sei es eine «Bedingung für uns und für den Rest der Welt, dass die Amerikaner sich hier einfügen». Die konkrete Frage, wie das Eidgenössische Finanzdepartement (EFD) auf die offenkundige Doppelmoral der USA reagiere, beantwortet ein Sprecher ausweichend: Man habe den Zeitungsartikel zur Kenntnis genommen und setze sich «auch gegenüber den USA» für gleiche Wettbewerbsbedingungen ein. Wie man aus Bern hört, soll Maurer sogar etwas verärgert sein über Absichten der SVP, das Thema aufs politische Parkett zu bringen. Offenbar hat sich der ehemalige Verteidigungsminister in der Defensive eingerichtet.

## Ein Land wehrt sich

Von Boris Kálnoky — Am Wochenende entscheiden Ungarns Wähler, ob die EU sie zwingen darf, Flüchtlinge aufzunehmen. Das Referendum ist längst überholt, doch Viktor Orbán braucht dringend einen Sieg.

Ungarns Wähler sind am 2. Oktober aufgerufen, in einem Referendum folgende Frage zu beantworten: «Wollen Sie, dass die EU ohne die Zustimmung des Parlaments die Ansiedlung nichtungarischer Staatsbürger in Ungarn vorschreiben kann?»

«Nein, warum auch», denken laut Umfragen 80 Prozent der Magyaren, quer durch alle Parteien.

Genau das aber hatte der Rat der EU-Innenminister am 22. September 2015 entschieden: Gegen den Widerspruch Ungarns, der Slowakei, Tschechiens und Rumäniens wurde damals die Verteilung von 120 000 Flüchtlingen auf alle EU-Länder beschlossen. Ungarn und die Slowakei haben dagegen vor dem Europäischen Gerichtshof Klage eingereicht.

Die Länder Ostmitteleuropas wehrten sich mit allen Mitteln gegen die Entscheidung. Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán sagte diesem Reporter vor der entscheidenden Sitzung der Innenminister, er werde anbieten, «freiwillig» die Flüchtlinge zu nehmen, nicht aber im Rahmen eines Zwangsmechanismus. Doch Deutschland, so ein Insider, drückte mit aller Macht die Verteilungspflicht durch. Offenbar sollte dies den Weg ebnen für eine spätere allgemeine Verteilungspflicht bezüglich sämtlicher Flüchtlinge, die künftig in die EU kämen. Um dies zu

verhindern, dachte sich Orbán das Referendum aus.

Aber die Gefahr ist mittlerweile gebannt. Die Mitteleuropäer schlossen sich verstärkt gegen Deutschlands Flüchtlingspolitik zusammen, griffen Berlin und Bundeskanzlerin Angela Merkel auf der EU-Bühne frontal an. Mit überraschendem Erfolg: Die Balkanroute wurde – gegen deutschen Protest – dichtgemacht. Österreich, das lange gegen Orbán gewettert hatte, schloss sich plötzlich dem Block der Mitteleuropäer gegen Merkels Flüchtlingspolitik an.

Am Ende musste sich Merkel fügen. Die Abschlusserklärung des EU-Gipfels in Bratislava Mitte September klang, als wäre sie von Orbán diktiert: Starker Grenzschutz, «Wahrung unserer Lebensart» und «nie wieder» ein Flüchtlingsstrom wie 2015, stand da. Merkels Flüchtlingsquoten waren vom Tisch.

### Inexistente Gefahr

Den Schlusspunkt setzte der Flüchtlingsgipfel in Wien am vergangenen Wochenende, wo Merkel ganz auf Orbáns Kurs einschwenkte. Grenzen müssten geschützt, die Balkanroute dicht bleiben, hiess es da. Staaten, die ihre Grenzen nicht hart genug schützten, könnten gezwungen werden, dies von der EU-Truppe Frontex machen zu lassen. Das hatte Orbán – mit Blick auf Griechenland – schon im Herbst 2015 gefordert.

Das jetzige Referendum in Ungarn ist insofern paradox, als die Gefahr, vor der es bewahren soll, dank Orbáns erfolgreicher Flüchtlingspolitik auf der europäischen Bühne nicht mehr existiert. Die Pflichtquoten sind als Konzept nicht mehr aktuell. Die Mehrheit der Wähler versteht laut Umfragen, dass das Referendum in diesem Sinne überflüssig ist.

Es erfüllt jetzt vor allem innenpolitische Zwecke. Orbán ist daheim nicht ganz so stark, wie es scheint, zunehmend diktiert die Opposition die Themen: Bildungspolitik, Gesundheitswesen, Korruption. Die Flüchtlingspolitik ist Orbáns Trumpfkarte, dieses Thema, wünscht er, muss im Vordergrund bleiben.

In den EU-Instanzen blickt man jedoch auf das Referendum wie das Kaninchen auf die Schlange: Es kann nach dem Brexit-Votum der nächste Nackenschlag werden für die Verfechter von «immer mehr Europa». Ungarn will im Erfolgsfall eine radikale Reform der Lissabonner Verträge fordern, der EU-Verfassung.



Trumpfkarte: Ungarns Präsident Orbán.



# Justiz hintertreibt Ausschaffungen

Von Philipp Gut — Die Staatsanwälte-Konferenz empfiehlt, die Landesverweisung krimineller Ausländer grosszügig auszulegen. Die Härtefallregel wird ausgeweitet, teils im Widerspruch zum Gesetz.



Private Interessen des Ausländers seien «in der Regel» höher zu gewichten.

Am 1. Oktober treten die Gesetzesbestimmungen zur Ausschaffungsinitiative in Kraft, die das Schweizer Stimmvolk vor nunmehr sechs Jahren beschlossen hat. Weil lange nichts ging, lancierten die Initianten von der SVP die sogenannte Durchsetzungsinitiative, diese scheiterte Ende Februar an der Urne. Die jetzt Gültigkeit erlangenden Paragraphen weisen nach der Verabschiedung durch das Parlament eine entscheidende Abschwächung gegenüber der vom Volk bejahten Initiative auf: Eine «Härtefallklausel» erlaubt es, kriminelle Ausländer nicht automatisch auszuweisen, trotz definiertem Delikt katalog. «Das Gericht kann ausnahmsweise von einer Landesverweisung absehen, wenn diese für den Ausländer einen schweren persönlichen Härtefall bewirken würde und die öffentlichen Interessen an der Landesverweisung gegenüber den privaten Interessen des Ausländers am Verbleib in der Schweiz nicht überwiegen», heisst es in Artikel 66a Absatz 2 des Strafgesetzbuchs (StGB). Dabei sei «der besonderen Situation von Ausländern Rechnung zu tragen, die in der Schweiz geboren oder aufgewachsen sind».

## Weitere Verwässerungen drohen

Nun zeigen Recherchen der *Weltwoche*, dass in der Praxis weitere Verwässerungen drohen. In einer zweiseitigen Empfehlung rät der Vorstand der Schweizerischen Staatsanwälte-Kon-

ferenz (SSK) den Kantonen zu einer «einheitlichen» Anwendung.

— Art. 66a Abs. 1 lit. d: Laut Gesetz werden Ausländer unabhängig von der Höhe der Strafe für fünf bis fünfzehn Jahre aus der Schweiz gewiesen, wenn sie einen «Diebstahl in Verbindung mit Hausfriedensbruch» begangen haben. Die Spitzen der Staatsanwälte heben diesen Grundsatz auf. Die Nichtausweisung, die gesetzlich nur ausnahmsweise vorgesehen ist («Härtefall»), erklärt die SSK zur Regel: «Wird der Beschuldigte schuldig gesprochen, einen oder mehrere Ladendiebstähle trotz Hausverbot begangen zu haben, so rechtfertigt dies grundsätzlich noch keine obligatorische Landesverweisung», schreibt die SSK.

— Art. 66a Abs. 2: Dieser Paragraph regelt, wie oben zitiert, die Härtefälle. Bei der Beurteilung, ob ein solcher vorliegt, berücksichtigen die Staatsanwälte nach eigenen Angaben eine Vielzahl von Kriterien: «Integration, familiäre und finanzielle Situation, Arbeits- oder Ausbildungswille, Anwesenheitsdauer in der Schweiz, Gesundheitszustand und Wiedereingliederungsaussichten im Ursprungsland».

— Art. 66a Abs. 2: Im Einzelnen legt die Staatsanwälte-Konferenz das Gesetz sehr grosszügig aus, teils wiederum in Widerspruch zu den gesetzlichen Grundlagen. So seien die privaten Interessen des Ausländers mit dauernder Aufent-

haltsbewilligung «in der Regel» gegenüber den öffentlichen Interessen an der Landesverweisung höher zu gewichten, sofern eine Freiheitsstrafe nicht mehr als sechs Monate oder eine Geldstrafe nicht mehr als 180 Tagessätze betrage. Diese Einschränkung des zwingenden Landesverweises entspricht ziemlich genau dem Gegenentwurf zur Ausschaffungsinitiative, den Volk und Stände abgelehnt haben.

— Art. 66a Abs. 2: Ebenfalls von der Härtefallregel profitieren gemäss SSK ausländische Straftäter, die nicht vorbestraft oder in den letzten fünf Jahren nicht zu einer Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten verurteilt worden sind. Auch diese Empfehlung ist äusserst grosszügig und stellt die Härtefallklausel insofern auf den Kopf, als diese ja die Ausnahme sein sollte. Nun gilt sie sogar für solche Täter, die ein Delikt nach Katalog begangen haben und die dafür zu einem halben Jahr Freiheitsstrafe verurteilt worden sind.

— Art. 66a Abs. 2: Weiter wird die Härtefallregel auf Täter und Mehrfachtäter im Sinn des Katalogs von Art. 66 Abs. 1 StGB ausgeweitet, die «eine enge Bindung mit der Schweiz» haben – und zwar bis zu einer bedingten Freiheitsstrafe von zwölf Monaten. Auch dies widerspricht dem Gesetz, das Landesverweise «unabhängig von der Höhe der Strafe» vorsieht.

— Art. 66a Abs. 2: Ganz befreit vom Landesverweis werden gemäss der Staatsanwälte-Konferenz ausländische Täter mit einem beliebig höheren Strafmass als zwölf Monate, wenn sie eine Niederlassungsbewilligung besitzen und einen «Grossteil» ihres Lebens hier verbracht haben. Dieser «Grossteil» reduziert sich faktisch auf zwölf Jahre Wohnsitz in der Schweiz, Ausnahmen sind möglich.

— Art. 66a Abs. 2: Eine weitere Erleichterung sehen die Empfehlungen für den Fall vor, dass für eine Strafe von mehr als zwölf Monaten der teilbedingte Vollzug angeordnet wird (dies kann bei Freiheitsstrafen bis zu 36 Monaten geschehen). Auch hier soll der Härtefall und damit der Verzicht auf die Ausschaffung geprüft werden.

— Art. 148a Abs. 2: Mild zeigt sich die SSK schliesslich beim Sozialmissbrauch. «In leichten Fällen ist die Strafe Busse», heisst es in Absatz 2 von Artikel 148a StGB. Die Konferenz der Staatsanwälte empfiehlt, die Schwelle für leichte Fälle auf 3000 Franken festzulegen. Diese Schwelle ist nach Einschätzung von Juristen vergleichsweise hoch – so liegt etwa der Schwellenwert für geringfügige Vermögensdelikte gemäss Art. 172ter StGB bei 300 Franken, also einem Zehntel.

Alle diese Empfehlungen zielen darauf ab, die Härtefallklausel möglichst breit anzuwenden. Geschrieben sind sie auf dem Papier der Generalstaatsanwaltschaft des Kantons Bern, deren oberster Chef Rolf Grädel Mitglied der SVP ist.



## Abschied vom Traum

Jahrelang versuchten mein Mann und ich, ein Kind zu bekommen. Mit dem Schritt in die Kinderwunschklinik begann ein Kreislauf, der uns die Lebensfreude nahm. Jetzt bin ich wieder glücklich.

Von Franziska Ferber und Carmen Segovia (Illustration)

Ja, heute tue ich mir etwas Gutes!», dachte ich an einem Samstagmorgen. Also schnappte ich meine Handtasche und fuhr in die Innenstadt, kaufte mir Zeitungen und Zeitschriften und setzte mich in eines meiner Lieblingscafés.

Ich bestellte einen grossen Milchkaffee und ein Croissant und richtete mich auf meinem Lieblingsplatz an der grossen Fensterfront gemütlich ein. Weil ich es so schön fand, verging die Zeit wie im Flug. Bald schon sah ich nur noch hübsche Mütter mit attraktiven Ehemännern, tollen Kinderwagen und reizendem Nachwuchs vorbeiflanieren. Ich wurde traurig – denn diese Menschen schienen all das zu haben, was ich mir wünschte.

Das Gefühl des «Ich will auch» packte mich so sehr, dass ich traurig meine Zeitungen und Zeitschriften zusammenpackte, bezahlte, zum Auto ging und weinte. Die Sehnsucht nach einem Kind war mal wieder zu gross.

Das ist acht Jahre her. Mein Leben hätte damals sehr schön sein können. Denn ich hatte ja Glück, hatte ich doch meinen Mann kennengelernt. Weil wir uns sicher waren, dass wir gemeinsam durch das Leben gehen wollten, haben wir binnen einem Jahr, nachdem wir ein Paar geworden waren, geheiratet. Uns war klar: Wir wollten ein Kind, oder mehrere. Und weil wir uns da so sicher waren, hatten wir schon vor der Hochzeit auf die Verhütung verzichtet. Ich hätte nichts dagegen gehabt, mit einem dicken Babybauch zu heiraten.

### Unter ständiger Beobachtung

Aber es kam alles ganz anders. Hier war ich nun, frisch verheiratet... und nichts. Eine Schwangerschaft stellte sich einfach nicht ein. Was sich dagegen schon einstellte, waren die erwartungsvollen Blicke der anderen auf meinen Bauch. Jeder schien anzunehmen, dass es ja nur eine Frage der Zeit sein würde, bis ich einen Babybauch hätte.

Kaum ist man – wie ich damals – knapp über dreissig, verheiratet und kinderlos, wird man leider häufig mit Vorurteilen im beruflichen und privaten Umfeld konfrontiert. Die einen (be-)fördern einen nicht mehr, weil sie annehmen, dass man «ratzfatz» in die Babypause geht und es sich daher nicht «lohnt». Im Privaten hingegen wird vermutet, man sei beruflich derart ambitioniert und egoistisch, dass man kein Kind wolle.

Wird man missverstanden oder sieht man sich einer Vielzahl von «Erfolgstipps» fürs Schwangerwerden ausgesetzt, die meistens gut gemeint, aber trotzdem wenig hilfreich sind und denen man mangels Überzeugung oder Kraft nichts entgegenzusetzen hat, verstummt man irgendwann – innerlich und äusserlich. Man tritt nicht mehr richtig in Kontakt mit den Menschen, aus Sorge vor Nachfragen und Ratschlägen.

Je länger ich nicht schwanger wurde, desto mehr litt ich unter der ständigen Beobachtung und den Vermutungen meines Umfeldes. Denn sie zeigten mir im Aussen, was mir im Inneren sowieso dauernd schmerzhaft bewusst war: wieder nicht schwanger – trotz aller Bemühungen.

Es kam der Punkt, an dem wir in die Kinderwunschklinik gingen. Erst zu einem Kennenlernabend, dann für ein Arztgespräch, schliesslich für die Diagnostik. Was folgte, waren zahlreiche Tests: hier noch eine weitere Blutentnahme, dort ein weiteres Spermogramm, dann wieder eine Hormonstatuserhebung und die Beantwortung vieler

### Man tritt nicht mehr richtig in Kontakt mit den Menschen, aus Sorge vor Nachfragen und Ratschlägen.

Fragen in noch mehr Formularen. Es begann der Kreislauf, der nun über Jahre mein Leben bestimmen sollte, und meine Lebensfreude nahm immer mehr ab und meine Gemütslage verdüsterte sich.

Drei ICSI-Behandlungen liess ich über mich ergehen: Meine Eierstöcke wurden mit Hormonen stimuliert, um möglichst viele Eizellen zu produzieren. Dann wurden sie mir während einer kurzen Vollnarkose entnommen und künstlich mit dem Sperma meines Mannes injiziert. Anschliessend kamen sie in den Brutkasten, wo sie sich entwickeln und teilen sollten.

### Emotionale Abwärtsspirale

In der Summe produzierte ich während der Behandlungen über vierzig Eizellen, aber nur eine reagierte gut genug auf das Sperma meines Mannes, um mir wieder eingesetzt zu werden. Doch auch aus ihr wurde nichts: Keine

Schwangerschaft. Die aufwendigen Prozeduren waren umsonst. Das Einzige, was ich neben den psychischen «Schäden» davontrug, war eine heftige Überstimulation von der Hormonbehandlung.

Laienhaft ausgedrückt, wird der Körper durch die verschiedenen Hormontabletten, -spritzen und -sprays erst herunterreguliert und dann binnen kurzer Zeit in den Körper einer sehr fruchtbaren jungen Frau verwandelt. Diese hormonelle Berg-und-Tal-Fahrt habe ich weder physisch noch psychisch gut verkraftet. Ich kannte mich selbst nicht mehr. Und mein Körper fühlte sich fremd an.

Meine Seele litt unter der «Fremdsteuerung» und den vielen Enttäuschungen. Ich verlor den



Zurück in realistischen Sphären.



Sinn für das Schöne im Leben. Voll und ganz darauf fixiert, schwanger zu werden, erschien mir alles andere sinnlos und oberflächlich.

Plötzlich fiel es mir schwer, mich auf Feiern und Partys oder innerhalb der Familie zu bewegen, denn das Thema Kinderwunsch war dort unausweichlich und konfrontierte einen immer wieder mit der unerfüllten Sehnsucht und dem eigenen Leid. Das Gefühl, dass ich trotz grösster Mühe nicht erreichen konnte, was bei «den anderen» ganz natürlich zu klappen schien, machte mich einsam. Ich geriet in eine emotionale Abwärtsspirale und drohte verlorenzugehen.

Alles, was mir blieb, war die Hoffnung, welche die Kinderwunschlinik vorantrieb. Erst jenes zusätzliche Mittel, dann diese neue Methode – egal was, alles endete trotzdem gleich wieder binnen Zyklusfrist ergebnislos und niederschmetternd. Zurück in den Sattel, noch ein Versuch: Die Abstände zwischen Trauer und Hoffnung sind beim weiblichen Zyklus mit 28 Tagen sehr kurz.

Ich bin eine tatkräftige Frau und war mit der Devise aufgewachsen, dass ich alles schaffen könne, wenn ich mich nur genug anstrengte. Als sich die Schwangerschaft auch nach Jahren nicht einstellte, dachte ich:

«Vielleicht habe ich einfach noch nicht genug dafür getan!»

Ich habe recherchiert, habe auch flankierende Massnahmen – von Akupunktur bis Heiltees und mehr – ausprobiert. Immer mehr, immer wieder in der Hoffnung, dass diese eine neuentdeckte Massnahme mir zum Wunschkind verhelfen würde. Nichts passierte – ausser, dass ich noch mehr verzweifelte.

Dann las ich den Satz «Erfolg bedeutet, man bekommt, was man will. Glück bedeutet, man weiss das zu schätzen, was man hat.»

### Mit dem Baby im Park

Und da machte es klick! bei mir. Ich wollte Mutter werden, ich wollte eine glückliche Familie bilden – gemeinsam mit meinem Mann und unserem Kind. Aber der wichtigste Aspekt war doch dabei: «glücklich sein». Und war ich das? Nein. Ich folgte zwar meinem Traum, ging dabei aber zunehmend vor die Hunde. Mein Mann war bei mir, die ganze Zeit. Wir konzentrierten uns auf eine gewünschte Zukunft – und hatten dabei unser Glück im Hier und Jetzt verloren. Irgendwann muss man sich selbst retten.

Dabei half mir auch, meine Vorstellung vom Familienleben mit Kind wieder in realistische

Sphären zurückzulenken. In den letzten Jahren hatte ich mir nur die zauberhaften Seiten des Familienalltags vorgestellt. An einem schönen Frühlingstag mit meinem süssen Baby im Park schaukeln. Im Sommer gemeinsam ums Planschbecken sitzen, während das Kleine sich friedlich mit dem Eimerchen beschäftigt. Sich widerspiegelndes Glück in den Augen meines Mannes, strahlendes Kinderlachen.

Was ich nicht bedachte: Der Alltag junger Familien sieht anders aus. Mit Kindern wird vieles schwerer, und man hat kaum mehr Ruhe und Zeit für sich. Ich sah nur: Die anderen sind glücklich. Ich nicht. Schwarz oder Weiss.

### Als ich den Satz las, dass Glück bedeutet, zu schätzen, was man hat, setzte ein Umdenken ein.

Als ich den Satz las, dass Glück bedeute, zu schätzen, was man hat, setzte ein Umdenken ein. Stück für Stück – immer wieder mir selbst den Spiegel vorhaltend – bemerkte ich wieder das Gute in meinem Leben. In kleinen Schritten gewann ich meine Freude zurück. Es war ein harter, langer und steiniger Weg. Ich hatte Angst. Mein Abschied vom Kinderwunsch verlief einen Schritt vorwärts, zwei zurück. Aber ich wusste, dass ich mich lösen musste. Und diese Erkenntnis war das Wichtigste.

Ich wunderte mich, dass es damals – obwohl ich ausgiebig gesucht hatte – keine für mich passende psychosoziale Hilfe und Unterstützung gab. Niemand schien sich in einer Weise auf Menschen mit Kinderwunsch spezialisiert zu haben, die pragmatisch-handfest, klar, aber auch mitfühlend war. Niemand ging mit mir durch die Höhen und Tiefen und half mir dabei, zukunftsgerichtet das anzunehmen, was ist, und das Kommende zu gestalten.

Damals fasste ich den Entschluss, Kinderwunsch-Coach zu werden. Ich bin nicht Mutter geworden. Aber man kann seine Kraft und Fürsorge auch auf andere Weise einsetzen. Heute begleite ich Frauen in ihrer Kinderwunschzeit und – wenn nötig – auch beim Abschiednehmen von ihrem Lebenstraum. Wenn ich merke, dass ich Frauen, die so verzweifelt sind, wie ich damals, wirklich dabei helfen kann, mit ihrem Kinderwunsch besser umzugehen, dann macht mich das sehr dankbar und zufrieden. Dann hat mein Leid einen Sinn. Ich kann mein Leben heute wieder geniessen – auch wenn es sich anders entwickelt hat, als gedacht.

Franziska Ferber: Unsere Glückszahl ist die Zwei. Eden Books. 240 S., Fr. 21.90

Kinderwunsch: Online-Coaching-Kurs auf [www.kindersehnsucht.de](http://www.kindersehnsucht.de)



## Personenkontrolle

**Schmid, Leutenegger  
Oberholzer,  
Schneider-Ammann,  
Parmelin, Hausammann,  
Leuthard, Gölä, Wermuth,  
Müller, Ermotti, Huber,  
Gössi, Karrer, Noser, Müller**

**Jürg Schmid**, Direktor von Schweiz Tourismus (ST), bereitet dem Bundesrat immer noch Kopfzerbrechen. Unter anderem wegen seiner horrenden Bezüge ist das jährliche Kaderlohnreporting der bundesnahen Betriebe noch immer nicht freigegeben. Inzwischen erkundigen sich schon Parlamentarier wie **Susanne Leutenegger Oberholzer** (SP) im Parlament über die Lohnsteigerungen des ST-Direktors. Wie die *Weltwoche* berichtet hat, bezieht Schmid knapp 400 000 Franken pro Jahr plus 31 000 Franken Spesen. Und es wird immer besser: Obendrauf hat sich Schmid in diesem Jahr ein dreimonatiges Sabbatical genehmigt. Gemäss Personalreglement von Schweiz Tourismus wird dieses zu 75 Prozent bezahlt. (*hmo*)

Bundespräsident **Johann Schneider-Ammann** (FDP) spult ein Reiseprogramm ab, dass seinen Gspänli im Bundesrat angst und bange wird. Ob aus Übermüdung oder Interesselosigkeit, es soll schon vorgekommen sein, dass der Berner während der Bundesratssitzungen eingeschlafen ist, versichern bundesratsnahe Kreise. Gerne hätte ihn nun Kollege **Guy Parmelin** (SVP) entlastet und den Bundesrat bei der diesjährigen Fête de L'Escalade in Genf vertreten, die an die erfolgreiche Verteidigung der Stadt Genf gegen Angreifer aus Savoyen erinnert. Ebenso erfolgreich parierte Schneider-Ammann, für einmal hellwach, den subtilen Angriff auf sein Programm – der Bundespräsident will selber in Genf auftreten. (*hmo*)

Tausende von Solarprojekten balgen sich auf der Warteliste für die kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) um das Manna. Nationalrat **Markus Hausammann** (SVP) wollte deshalb in der Fragestunde wissen: Werden dereinst jene Gesuchsteller bevorzugt, die schon mit Investitionen vorgeprescht sind? Das regle die Regierung in der Verordnung, stellte ihn Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) ruhig: «Deshalb müssen Sie ein bisschen warten und Vertrauen haben. Sie müssen ja zuerst noch diese Woche für die Energiestrategie auf den grünen Knopf drücken.» Das *Amtliche Bulletin* vermerkt: «Zwischenruf Hausammann: «Das fällt mir eben schwer!» Ein Thurgauer Bauer macht nichts, ohne dass dabei für ihn etwas herauspringt. (*sär*)



*Ab in die Ferien:* Jürg Schmid.



*Doppelte Wende:* Gabi Huber.



*Für einmal hellwach:* Schneider-Ammann (FDP).



*«A-Wort»:* Cédric Wermuth (SP).



*Bauernschlau:* Markus Hausammann (SVP).

Der Berner Musiker **Gölä** gab dem *Sonntagsblick* ein vielbeachtetes Interview. Darin kritisierte er die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative: «Wozu gehen wir überhaupt noch abstimmen?» Zudem gab er zu bedenken, die Politik in der Schweiz sei ihm «viel zu links». Solche Aussagen riefen SP-Nationalrat **Cédric Wermuth** auf den Plan. Auf Twitter giftete der Berufspolitiker und Dauerstudent über den «Büezer-Rocker» (*Sonntagsblick*): «Es gibt ganz wenige Momente, in denen man als Politiker das A-Wort sagen darf. (Fragen Sie **Philipp Müller** für Details)». Damit spielte Wermuth auf eine Episode vor ein paar Jahren an, als der damalige FDP-Präsident den UBS-Chef **Sergio Ermotti** mit diesem Wort betitelt haben soll. Schöne Manieren! (*fsc*)

Seit dem Atomunglück von Fukushima fällt die FDP mit ständigen Kurswechseln zur Energiepolitik auf. Die Partei prüfe eine Stromversorgung der Schweiz ohne Kernenergie, liessen die Freisinnigen im März 2011 wissen – nur Tage nachdem sie den von Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) verfügten Marschhalt bei der

Atomkraft als «überhastet» bezeichnet hatten. Das sei «überhaupt kein Widerspruch», behauptete die damalige Fraktionspräsidentin **Gabi Huber**. 2012 liess die Partei verlauten, die Energiestrategie des Bundesrates führe «in eine Sackgasse». Noch letztes Jahr sprach sich die heutige Parteipräsidentin **Petra Gössi** gegen die Energiewende aus. «Die Schweiz übernimmt die Fehler Deutschlands. Das ist unglaublich», so die Nationalrätin damals. Und jetzt will die FDP-Fraktion der Energiestrategie «mehrheitlich» zustimmen, wie sie am Dienstag bekannt gab – obwohl sie deren Ziele weiterhin als «utopisch» betrachtet. (*are*)

Wirtschaftsvertreter vertreten sich gerne die Beine. So lud Economiesuisse-Präsident **Heinz Karrer** via *Blick* zum «Wandern mit der Wirtschaft» ein. Auch der Präsident des Branchenverbands ICT Switzerland, Ständerat **Ruedi Noser** (FDP), veranstaltet seit einiger Zeit Wanderungen für die Öffentlichkeit. Ausgerechnet von Arbeitgeberdirektor **Roland A. Müller** sind keine solchen Initiativen bekannt. Ist das Wandern etwa doch nicht des Müllers Lust? (*fsc*)



## Nachruf



**Charmebolzen:** Golfprofi Palmer.

**Arnold Palmer (1929–2016)** — Bill Clinton gehörte zu den ersten Grössen, die zum Tod von Arnold Palmer ihr Beileid ausdrückten. Für Clinton war Palmer «golf's everyman».

Tatsächlich, der Golfprofi Arnold «Arnie» Palmer gehörte jedermann. Er war in den USA so etwas wie Volkseigentum. «Arnie's Army» hiess die legendäre, landesweite Armee, die hinter Palmer stand. Die «Army» folgte ihm zu Zehntausenden von Platz zu Platz, wenn er spielte, und sie folgte ihm millionenfach am TV. Golfer Palmer war ein Idol, wie es selbst die sportverrückten USA nur selten hervorbringen. Er war vergleichbar mit Ikonen wie Muhammad Ali.

Wie Ali löste Palmer seinen Sport aus der Subkultur der Klassenzugehörigkeit und machte ihn zu einem Spektakel für jedermann. Dies gelang ihm aus zwei Gründen. Er war zur richtigen Zeit der richtige Typ.

Die Jahre um 1960 waren Palmers beste Zeit. Er gewann sieben Masters-Turniere, im Golf-sport so etwas wie die Champions League. Er siegte genau zu jener Zeit, als das Schwarzweiss-Fernsehen in den USA zum Massenmedium wurde.

Die grossen TV-Channels suchten nach neuen Geschäftsfeldern. Golf war eine ihrer besten Optionen. Der ehemalige Sport der Ostküsten-Elite hatte sich popularisiert. Nicht nur der Anwalt aus Boston, auch der Auto-

händler aus Kentucky spielte mittlerweile begeistert Golf.

Da war ein Charmebolzen wie Arnold Palmer genau die richtige Figur. Auf dem Platz spielte er grossartig, mit knöchigem Schwung und aggressivem Risiko-Golf. Danach, vor den Kameras und Mikrofonen, war er noch besser. Er hatte diesen unvergleichlichen Mix aus echter Selbstsicherheit und ebenso ehrlicher Demut, den man Charisma nennt. Seine «Army», die neue golfspielende Mittelklasse, folgte ihm blind. «When he won, we all won», war ihr Leitspruch.

Palmer war der erste Golfspieler, der pro Jahr mehr als eine Million Dollar verdiente. Der Dollar stand damals zum Franken bei vier zu eins. Dann, dank TV, kamen die grossen Werbeverträge. Zuletzt schätzte *Forbes* sein Vermögen auf rund 700 Millionen.

Auch Bill Clinton spielte mitunter mit Palmer, und er schaute genau hin. Vielleicht darum hält Clinton bis heute einen einzigartigen Rekord. Er ist in 227 Jahren der einzige US-Präsident, der während seiner Amtszeit sein Golf-Handicap verbesserte.

*Kurt W. Zimmermann*

 Microsoft Surface



Hochauflösender Touchscreen  
mit 3000 x 2000 Pixel

1024 Druckstufen für  
höhere Genauigkeit



Intel® Core™ i5- oder  
i7-Prozessoren der 6. Generation

## Das neue Surface Book. Der ultimative Laptop.

Kraftvoll genug, um Ihre anspruchsvollsten Programme auszuführen. Flexibel genug, damit Sie kreativ sein können, wo und wie Sie wollen.

# «Die Franzosen haben Lust auf Krieg»

Von Urs Gehriger, Roger Köppel und Dirk Lässig (Bilder) — Michel Houellebecq ist einer der erfolgreichsten und bedeutendsten Schriftsteller der Gegenwart. Hier spricht er über das vergiftete Klima in Frankreich, die direkte Demokratie, die Islamisierung des Abendlandes und das Rätsel der ewigen Liebe.

Wie eine Krabbe trippelt er seitlich übers Podium und nimmt seinen Preis entgegen. Die Frank-Schirmmacher-Stiftung ehrt Michel Houellebecq als «Anreger und Visionär» für sein Werk von «analytischer Tiefe und provokativer Originalität». Verlegen lächelnd drückt er auf der Berliner Bühne seinen Dank aus, in dem für ihn typischen nuschelnden Ton. Umso explosiver sind die Worte, die in seiner Danksagung folgen.

Die öffentliche Debatte in Frankreich sei vergiftet. Die Linke sei «aggressiver und böser» geworden. Houellebecq spricht von «Hass» und «Hexenjagd». Die Gejagten, das seien er und seine zwei verstorbenen Freunde, die Schriftsteller Maurice Dantec und Philippe Muray (Seite 25). Die Inquisitoren des Kulturbetriebs hätten sie drei als «neue Reaktionäre» an den Pranger gestellt.

Dem Ruhm des französischen Nonkonformisten hat die Hatz jedoch nichts anhaben können. Im Gegenteil. Michel Houellebecq, sechzig, ist Starautor und hat ein Millionenpublikum. In mehr als vierzig Sprachen wird sein Werk übersetzt. Der Skandalautor fasziniert und irritiert. Und spätestens seit seinem jüngsten Skandalroman «Unterwerfung», einer Vision von Frankreich im Jahr 2022 unter einem islamischen Präsidenten und Scharia-Gesetz, haftet ihm das Prädikat «prophetisch» an. Das Attest schlägt Houellebecq keinesfalls aus, präzisiert jedoch, er sei «ein Prophet im halben Sinn des Wortes. Ein Prophet, dessen Vorhersagen sich nur sehr langsam realisieren».

Houellebecq ist schwer zu fassen, lässt sich nicht kategorisieren und schon gar nicht vereinnahmen, weder politisch noch ideologisch. Voraussetzung für diese rare Ausprägung der Unabhängigkeit seien Kraft und Wille, «einzig und allein» für die Leser zu schreiben, «ohne jemals an die Beschränkungen und Befürchtungen zu denken, die die Zugehörigkeit zu einem Milieu einschliesst». Diese Qualitäten seien es, die «freie Männer» auszeichnen, so Houellebecq. Die Freiheit habe jedoch den hohen Preis, dass man «vollkommen allein» dastehe.

Umso kostbarer ist das Verdienst, das er für sich und seine zwei Schriftstellerfreunde Dantec und Muray in Anspruch nimmt. Zu dritt hätten sie die französischen Intellektuellen «aus der Zwangsjacke der Linken» befreit. Nicht weniger. «Ich war noch nie be-

scheiden», sagt Houellebecq, «ich weiss, was ich als Autor wert bin.»

Am Morgen nach seiner fulminanten Philippika sitzt der Schriftsteller, tief vergraben in einen Ledersessel, in der Raucher-Lounge im Berliner Hotel «Savoy» und inhaliert seine Frühstücksration Nikotin. Er ist gut gelaunt – keine Selbstverständlichkeit beim Solitär – und lächelt milde wie ein Schalk.

**Michel Houellebecq, das deutsche Feuilleton hat Ihnen gestern in Berlin die Ehre erwiesen. Was Sie in Ihrer Dankesrede gesagt haben, ist allerdings schwer zu glauben. In Ihrer Heimat Frankreich gebe es viele Journalisten, die sich ganz ernsthaft über Ihren Tod freuen würden. Übertreiben Sie da nicht etwas?**

Nein. Sie sind Schweizer? Es ist sicher schwer verständlich, aber die Hysterie hat in Frankreich ein sehr, sehr grosses Ausmass erreicht, sehr viel Hass und Hysterie, sicher sehr schwer zu verstehen. Das Erste, was mich

---

**«Die Linke ist wie ein in die Enge getriebenes Tier, das Todesangst verspürt und gefährlich wird.»**

---

schockiert hat, war der Tag nach dem Tod von Guillaume Dustan im Jahr 2005. Das hat es noch nie gegeben, dass jemand, einen Tag nachdem er gestorben ist, kritisiert wird. Es kam zu zahlreichen Beleidigungen. Damals sind wirklich Dämme gebrochen.

**Woher kommt das?**

Woher das kommt? Jetzt wird's schwierig! Es gibt sicher eine richtige Erklärung, und zwar ist die Linke lange Zeit davon ausgegangen, dass jeder Intellektuelle, jeder Schriftsteller ganz automatisch links ist. Sie war sich ihrer selbst sehr sicher. Daher war sie sehr tolerant und hat die einen oder anderen rechten Demonstrationen fast als Kindereien abgetan. Das ist heute nicht mehr der Fall, und sie fühlt sich verloren, und das macht sie böser und gefährlich.

**Gab es eine Zäsur, als François Hollande die Macht übernommen hat?**

Es hat schon früher angefangen, aber Hollande wurde fast schon ab Amtsantritt verachtet und die Linke politisch diskreditiert. Als Folge schlugen die Linken zurück.

**Warum, glauben Sie, ist die Linke unfähig, sich selbst zu reformieren? Sie könnte doch auch einfach ihren Kurs ändern.**

Sie sind verloren, weil sie keinerlei Unterstützung von der Bevölkerung haben. Das können sie kaum ändern, ihre Ideen werden grossenteils abgelehnt. Diese politische Formation, diese linke Partei, verschwindet gerade. Sie spüren, dass der Untergang nah ist, und sie werden böser. Es handelt sich um den klassischen Fall des in die Enge getriebenen Tiers, das Todesangst verspürt und gefährlich wird. Aber es gibt noch ein älteres Phänomen. So hat der langsame Aufstieg des Front national [FN] dazu beigetragen, dass die politische Debatte hysterisch wurde. Dieser Aufstieg dauert bereits dreissig Jahre, und je mehr Erfolg er hat, desto hysterischer wird auch die Debatte.

**Erklären Sie bitte einem Schweizer, was der Front national ist. Worin besteht die Gefahr, was macht ihn erfolgreich?**

Da kommt vieles zusammen. Anfangs waren es nur eine feindliche Stimmung gegenüber Zugewanderten und Angst vor Kriminalität. Mehr Strenge gegenüber Straftätern und weniger Zuwanderung, das waren die ersten beiden Forderungen des FN. Damit ist er nicht weit gekommen. Er wurde wirklich erst dann grösser, als er alle antieuropäischen Gefühle der Franzosen herauskristallisiert hatte, die sehr stark sind. Und parallel dazu haben die anderen Parteien ihre antieuropäischen Stimmen liquidiert: Sie haben in ihren eigenen Lagern jenen, die antieuropäisch waren, das Wort verboten. Damit war der FN die einzige Partei, die gegen Europa ist. Ab diesem Zeitpunkt ist die Partei wirklich sehr schnell gewachsen.

**Sie haben auf die antieuropäische Karte gesetzt?**

Ja, und seit kurzem, aber wirklich erst seit kurzem, haben sie die antimuslimischen Gefühle der Franzosen vereinnahmt.

**Gestern haben Sie etwas gesagt, das uns überrascht hat, und zwar, dass die Mehrzahl der Franzosen gegen die EU sei. Es ist schwer vorstellbar. Man sagt, die Deutschen und die Franzosen seien der Motor Europas. Und Sie behaupten nun, dass eine Mehrheit nicht mehr an Europa glaube.**

Die Frage trifft's nicht ganz, denn die Mehrheit hat nie an Europa geglaubt. Die EU war eigentlich ein Thema, das den Franzosen völlig gleichgültig war, sie hielten sie für bedeutungslos. Was in Brüssel, was in Europa passiert, betrifft sie nicht wirklich. Je mehr sie aber begriffen haben, dass Europa doch





«Die Franzosen ertragen die Muslime nicht mehr»: Bestsellerautor Houellebecq, in der Bar des legendären Berliner Hotels «Savoy».



## Unterwerfung

### Der umstrittenste Roman der letzten Jahre ist eine präzise Gesellschaftsatire.

Die Geschichte spielt im Jahr 2022, in Frankreich finden Wahlen statt. Die Stimmung ist angespannt; um den Front national nicht zu stärken, verschweigen die Medien die gewalttätigen Unruhen im Land. Dennoch gewinnt die Partei von Marine Le Pen die Wahlen. Stärkste Gegenkraft ist die muslimische Partei. Um eine Front-national-Präsidentin zu verhindern, gehen die Altparteien eine Koalition mit den Muslimen ein: Frankreich erhält damit den ersten muslimischen Präsidenten.

Mittendrin steht der Literaturprofessor François, ein eher lethargischer Mensch, dem die Frauen immer davonlaufen. Er beobachtet, wie sich das Land nach den Wahlen langsam verändert, die Kleider der Frauen länger werden, die konvertierten Professoren plötzlich mehrere, minderjährige Gattinnen haben. Als Nichtmuslim wird er mit einer üppigen Rente ruhigestellt. Anfangs ist er darüber noch erfreut, doch bald zeigt sich: Ohne seine Arbeit fehlt ihm ein Lebensinhalt. Aufgrund eines Mangels an Wissenschaftlern versucht ihn die Universität bald zurückzuholen, er müsste allerdings konvertieren.

Houellebecq zeichnet das Bild einer müden politischen Klasse, die den vordergründig moderaten Islamisten vor dem verhassten Front national den Vorzug gibt. Auf der einen Seite steht eine von «ihrem grundsätzlichen Antirassismus gelähmte Linke», auf der anderen eine Rechte, deren Haltung gar nicht so weit von jener der Islamisten entfernt ist. So erstaunt es nicht, dass der Professor, der François zur Konversion und zur Rückkehr an die Uni zu überreden versucht, ein ehemaliger Sympathisant der «Identitären» ist, einer antidemokratischen Gruppierung rechts des Front national.

Am Schluss malt sich François aus, wie es wäre, das Angebot anzunehmen: Er hätte als Professor eine privilegierte Stellung, einen guten Lohn, bekäme als Mitglied der intellektuellen Elite schöne Mädchen zur Ehe zugewiesen. Wie sich François entscheidet, lässt Houellebecq wohlweislich offen. Und doch bleiben beim Leser dieser präzisen Satire kaum Zweifel. (rb)

Michel Houellebecq: Unterwerfung. Dumont. 272 S., Fr. 16.90

wichtig ist, desto mehr waren sie dagegen. Im tiefsten Inneren sind sie ähnlich isolationalistisch wie die Briten. Der grosse Unterschied besteht darin, dass sie weniger Vertrauen in sich selbst haben als die Briten. Sie sind weniger arrogant. Sie sind gegen Europa, gleichzeitig sagen sie sich aber auch, dass sie ohne Europa schlichtweg pleite wären. Weil wir in Frankreich Nieten sind, während sich die Briten nicht sagen, dass sie Nieten sind. Die sagen sich: «Wir kommen besser ohne Europa klar.» Von Anfang an haben sich die Franzosen gegen eine supranationale Hoheit verwehrt.

#### **Glauben Sie, dass der Brexit daran etwas ändern wird?**

Ja, denn das Land ist gross. Und wenn die Briten gut alleine zurechtkommen, wird das natürlich den antieuropäischen Stimmungen in Frankreich Nahrung geben. Ausser wenn es in Grossbritannien zu einer ökonomischen Katastrophe kommt ...

#### **Eine persönliche Frage: Warum sind Sie eigentlich kein Linker?**

Das weiss ich nicht, aber ich habe nie ihre Meinungen geteilt, in keinem Bereich.

#### **Das ist eine interessante Kontinuität in Ihrem Leben.**

Ja, durchaus. Ich war aber auch nie wirklich für die Rechte. Im Grunde war ich immer für die direkte Demokratie.

#### **Das Schweizer Modell? Von der Schweiz inspiriert – oder haben Ihre Vorstellungen eine andere Quelle?**

Nein, ich wusste wenig von der Schweiz, hatte aber immer eine Meinung über alles im politischen Bereich, allein der Gedanke, repräsentiert zu werden, hat mir nicht gefallen, deshalb habe ich im Grunde fast nie an einer Wahl teilgenommen. Der Gedanke, repräsentiert zu werden, gefiel mir überhaupt nicht. Ich möchte, dass man mich direkt nach meiner Meinung fragt. Dass es so in der Schweiz praktiziert wird, habe ich erst viel später erfahren.

#### **Wer hat Ihre politischen Ansichten geprägt? Auf wen geht Ihr unabhängiges Denken zurück?**

Ich glaube, dass ich Autodidakt bin. Ich habe einige politische Autoren gelesen, aber so viele dann auch wieder nicht. Ich weiss nicht, ob mein politisches Denken überhaupt sehr weit entwickelt ist. Tatsache ist, dass ich einen deutlichen Widerstand gegen die Idee verspüre, dass mich jemand repräsentiert.

#### **Wir nehmen Ihr politisches Denken als sehr luzid wahr. Sie gehören zu den wenigen Intellektuellen, die zum Beispiel das grosse Gefälle zwischen den Eliten und den Völkern in Europa sehen und aussprechen.**

Dieses Phänomen hat sich in letzter Zeit stark verschärft. Lange Zeit hat in Frankreich die Kommunistische Partei das Thema

dominiert und war zumindest respektiert. Früher wurde das Volk, wurden die Proletarier, wie es damals hiess, fast wie Heilige verehrt. Man hielt sich immer zurück und hat gefragt, was wohl die Proletarier über dies und jenes denken.

#### **Das ist heute das Gegenteil.**

Ja, das hat völlig geändert. Heute werden sie offen wie rassistische und dumme *Schlufi* behandelt. Das war noch vor dreissig Jahren undenkbar. Es betrifft nicht nur die Franzosen. Die Argumente, die wir gegen die Verfechter des Brexit hören, haben grob zusammengefasst gelautes: Sie sind alt, sie sind arm, sie sind dumm, und sie sind nicht gebildet. Mit diesen Begriffen übertreibe ich nur sehr wenig. Das hat sich wirklich auf diesem Sprachniveau abgespielt. Seit die Kommunistische Partei zusammengebrochen ist, erlauben sich die Eliten, das gemeine Volk ungehemmt zu beschimpfen.

#### **Glauben Sie, dass sich Frankreich in einer gefährlichen Phase befindet, die vielleicht sogar für andere Länder, wie etwa die Schweiz, gefährlich werden könnte?**

Der Schweizer Franken wird's packen. Und was Frankreichs Zustand angeht, da kann ich einigermaßen optimistisch sein. Wir bleiben im System der repräsentativen

---

#### **«Marine Le Pen ist sicher viel mürrischer als Angela Merkel, die einfach seriös wirkt.»**

---

Demokratie, die allerdings blockiert ist, und zwar aus einem einfachen Grund: Es ist auf zwei Parteien ausgelegt, und derzeit haben wir drei. Deshalb erleben wir gerade das komplett absurde Phänomen mit einem Front national, der etwas über den anderen Parteien liegt und [auf nationaler Ebene; d. Red.] fast keinen politischen Repräsentanten stellt. Das ist eine ziemlich wahnwitzige Situation. Ausserdem verzerrt die Anwesenheit von drei Parteien das System. So haben die Franzosen zum Beispiel 2012 die Linke gewählt, während sie eigentlich weiter rechts orientiert waren als 2007. Dass mit dem FN eine dritte Partei dabei ist, verfälscht alle Berechnungen. Eine ungesunde Situation. Deshalb stand die Regierung von François Hollande von Anfang an unter keinem guten Stern, denn die Franzosen haben einen linken Präsidenten gewählt, aber rechts gedacht. Kurz: Wir können nach den Wahlen von 2017 auf eine Neuverteilung hoffen. Dass heisst, es wird wieder zwei Lager geben. Zum einen den FN und zum anderen den ganzen Rest, eine Art Koalition. Und das wird gesünder sein, denn so gibt es eine echte politische Opposition.

#### **Wer wird der Leader des anderen Lagers sein? Emmanuel Macron, der neue Shooting-**



**star, der bis vor kurzem Wirtschaftsminister in der Regierung Hollande war?**

Ja, er kann's werden, weil er wirklich im Zentrum steht, geografisch gesprochen.

**Er gehört keiner Partei an.**

Er hat seine eigene Bewegung gegründet. Und die Franzosen mögen ihn, weil er der einzige junge Politiker ist, der Einzige, der den Eindruck vermittelt, neu und unverbraucht zu sein.

**Was sagt es über Macrons Charakter aus, dass er seine deutlich ältere Lehrerin geheiratet hat?**

Das ist wirklich seltsam. Sehr seltsam, denn er war erst sechzehn Jahre alt, als er verführt wurde. Ich weiss es nicht. Auf jeden Fall steht er bei Frauen um die fünfzig hoch im Kurs, er gibt ihnen Hoffnung.

**Was halten Sie von Marine Le Pen? Sie scheint schwierig einzuschätzen zu sein. Von den Medien wird sie oft verteufelt.**

Ich habe Macron selbst mal interviewt. Und es war sehr schwierig, wirklich unmöglich, bei einem Politikergespräch die führende Rolle zu haben. Macron hat das Gespräch dorthin gebracht, wo er es haben wollte. Und ich glaube, dass ich mit Marine Le Pen nicht viel weiter käme. Sie sind wirklich sehr, sehr geschult.

**Sie haben viele kritische Texte über François Hollande geschrieben, was denken Sie über Angela Merkel, die heute faktisch die Chefin der EU ist?**

Ich kenne sie weniger gut, ich habe sie nur kurz in «Unterwerfung» zitiert. Marine Le Pen ist sicher viel mürrischer als Angela Merkel, die einfach seriös wirkt. Diesen Typ Politikerin haben wir in Frankreich nicht.

**Wie würden Sie diesen Typ charakterisieren?**

Von aussen gesehen, wirkt sie sehr seriös.

**Sie ist eine Wissenschaftlerin.**

Eine Wissenschaftlerin, die die Wahrheit sagt. Sie hinterlässt insgesamt einen guten Eindruck. Die Franzosen sind daran gewöhnt, dass man sie oft anlügt, und sie haben den Eindruck, dass Angela Merkel ihre Bevölkerung nicht anlügt. Ich weiss nicht, ob es stimmt oder nicht, aber der Eindruck ist, dass sie die Probleme beim Namen nennt, dass sie keine Dinge verspricht, die sie nicht halten kann. Also ein Eindruck von Seriosität, wie er in Frank-

reich nicht häufig vorzufinden ist. Was Hollande gesagt hat, hat ihm niemand wirklich abgenommen. Auch Sarkozy hat keinen Eindruck von Seriosität hinterlassen. Bei Sarkozy hatte man immer den Eindruck, dass das ein Typ ist, der viel Unsinn redet, der sagt, was ihm gerade in den Sinn kommt.

**Aber Frau Merkel macht doch gerade insbesondere Frankreich mit ihrer Migrationspolitik grosse Sorgen. Was sagen Sie dazu?**

Sie macht vor allem den Deutschen Sorgen. Sie möchte die Migranten in Europa verteilen.



«Eine Staatsmacht, die wie eine Tagesmutter daherkommt»: Houellebecq.

Ja, das möchten die anderen Länder aber nicht.

**Das nennt sich europäische Solidarität.**

Sie sagen «Ja, ja», aber sie nehmen keine. Die Franzosen sagen «Wunderbar», aber dann folgt ein «Nein, nein, wir brauchen keine».

**Man kann die Hypothese aufstellen, dass Merkel bei ihrer Migrationspolitik unter dem Druck der deutschen Geschichte steht. Sie konnte gar nicht nein sagen. Die historische Last lenkt das heutige Handeln.**

Ganz objektiv ist Deutschland in einer völlig anderen Situation als Frankreich: In Frank-

reich steht es gut um die Demografie, aber schlecht um den Arbeitsmarkt. In Deutschland ist es genau umgekehrt, sie haben keine Kinder mehr, sie haben Arbeit. Objektiv betrachtet brauchen sie also mehr Einwanderung als wir.

**Egal, von woher?**

Ich weiss es nicht.

**Die meisten der neuen Zuwanderer in Deutschland stammen aus muslimischen Ländern.**

Sobald man nach Nationalität auswählt, gilt man als Rassist. Wenn man sagt, wir hätten gerne Menschen aus Tibet, aber keine aus Syrien, wird man schnell rassistisch genannt. Die Deutschen können so nicht sprechen.

**Darf man so etwas in Frankreich sagen?**

Dann wird man öffentlich hingeworfen. Vielleicht ist das Vergehen weniger schlimm als in Deutschland, aber alle zerreißen Sie in der Luft.

**Es ist also nicht mehr möglich, laut zu sagen, was man denkt?**

Sagen wir es so: Wir sind von Menschen umgeben, die nur auf den Fehltritt warten.

**In Ihrer Dankesrede haben Sie sich als «mittelfristigen Propheten» bezeichnet. Haben Sie den Eindruck, dass Aspekte Ihres Romans «Unterwerfung» schon jetzt Wirklichkeit werden?**

Ja, beispielsweise diverse Golfmonarchien, die mit ihrem Kapital in französische Universitäten investieren. Diese sind finanziell in einer etwas hoffnungslosen Lage, und deshalb sind sie zu Konzessionen bereit, um etwas mehr Geld zu haben.

**Welcher Art sind diese Konzessionen?**

Es gibt da einige, zum Beispiel, sich Verträgen mit Lehrkräften aus Israel zu verweigern oder den «Tag des Schleiers» am Institut d'études politiques zu veranstalten, solche Sachen, das betrifft vor allem die Beziehungen zu den Israelis. Und

dann natürlich der Erfolg der Muslime in Sachen Bekleidung.

**In welchen Vierteln tragen Mädchen und Frauen keine sexy Kleidung mehr?**

Das trifft im Grunde überall zu, angefangen in den Gegenden, in denen viele Muslime leben, also in den Vorstädten, aber sogar in den Innenstädten tragen die Französinnen jetzt dezentere Kleidung. Das machen sie, um ihren Frieden zu haben, um nicht ständig angeglotzt oder beschimpft zu werden.

**Das sind Anzeichen für den wachsenden Einfluss eines moderaten Islam?** >>>

Ja, das ist ein moderater Islam. In allen muslimischen Ländern dürfen die Frauen nicht viel Haut zeigen. Ich spreche hier noch nicht vom Kopftuch oder Schleier. Immer mehr Jogginganzüge und Sweatshirts sind auf den Strassen zu sehen.

**In Ihrer Rede sagten Sie weiter, dass heute «Vater Staat» kein strenger Vater mehr ist, sondern eine fürsorgliche Mutter. Erleben wir die Rückkehr des Matriarchats?**

Ich habe ernst gemeint, was ich gesagt habe. Ich möchte zunächst allen Schweizer Lesern Philippe Muray ans Herz legen, der diese Gedanken weitaus detaillierter entwickelt hat als ich. Von ihm kann ich alle Werke empfehlen. Und es stimmt, wir sehen einen «Mama-Staat», der sehr mitfühlend ist. Dieser Staat zeichnet sich zum Beispiel dadurch aus, und das ist seine sympathischere Seite, dass er bei der kleinsten Katastrophe seinen Staatspräsidenten hinschickt oder einen Minister. Das ist eine Staatsmacht, die ein wenig wie eine Tagesmutter daherkommt. Und dann gibt es einige eher infantile Sachen, Solidaritätsmärsche und so was. Dann werden schlechte Angewohnheiten bestraft – am offensichtlichsten ist es beim Rauchen – und ständig Ratschläge verbreitet, zum Beispiel, nicht zu viel Zucker zu essen, fünfmal Obst und Gemüse täglich, das hat etwas von Bemutterung. Alkohol ja, aber in Massen, zusammen mit Freunden. Eine Stimmung, die ein bisschen wie im Kinderhort ist.

**Glauben Sie, dass die Europäische Union überleben kann?**

Das ist eine offene Frage. Ich bin kein Prophet. Das kann durchaus misslingen. Ein französischer Politiker, Laurent Wauquiez, hat einen ziemlich originellen Vorschlag gemacht. Nämlich: wieder zur Ausgangsformation von sechs Kernstaaten zurückzugehen. So könne die EU wie-

---

**«Ich bin kein Christ. Mir fehlt die grundlegende Kraft, um derlei zu glauben.»**

---

der funktionieren. Grundsätzlich habe ich Mühe, mir vorzustellen, wie das praktisch umsetzbar ist, aber in dieser Grundform könnte es vielleicht funktionieren. In der heutigen Verfassung erscheint mir die EU zu gross und scheint nicht zu managen zu sein. Und es gibt zu viele Menschen, die sehr verschiedene Absichten verfolgen.

**Sie sprechen sogar von einer Art Selbstmord des Westens. Ist es so schlimm?**

In der Tat. Es ist auch eine Frage der Demografie. Jenseits aller ideologischen Betrachtungen ist eine Gesellschaft, die



«Ich kam spät zum Schreiben»: Houellebecq mit *Weltwoche*-Redaktoren Gehriger und Köppel.

keine Kinder mehr gebärt, eine Gesellschaft, die Selbstmord begeht. Dafür gibt es kein anderes Wort.

**Woran liegt das? Ist das ein Ergebnis der Sozialstaaten, die uns die Altersvorsorge abnehmen?**

Die Menschen haben Mühe, dauerhafte Paarbeziehungen einzugehen. Der Gedanke, Kinder zu bekommen, fällt ihnen sehr schwer. Ein Kind wird als Bremsklotz für die berufliche Entwicklung angesehen. Man kann auch niemanden dazu zwingen, Kinder zu machen.

**In Europa haben wir es immer wieder geschafft, Leute aus anderen Kulturen zu assimilieren. Warum fällt es mit den Muslimen so schwer?**

Es gibt da ein irrationales Moment. Man hat das Gefühl, dass die Franzosen nichts mehr ertragen können. Sie sind genervt vom Burkini, der mir persönlich völlig gleichgültig ist. Aber seit einem gewissen Zeitpunkt, und ich kann nicht sagen, warum, ertragen die Menschen nichts mehr. Die Franzosen ertragen die Muslime nicht mehr.

**Liegt es an den islamistischen Attentaten?**

Sie spielen eine immense Rolle. Aber in dieser Reaktion steckt ein irrationales Moment. Man hat das Gefühl, die Menschen möchten nicht mehr, dass die Situation wieder ins Lot kommt. Sie haben Lust auf Krieg. Sie haben Lust darauf, dass es schlimmer wird. Es fehlt der gute Wille. Es ist wie in einer Ehekrise. Da gibt es den Moment, in dem die Partner nicht mehr wollen, dass man sich wieder verträgt. Selbst wenn der

Anlass sehr klein ist, entsteht ein grosser Streit. Lange Zeit haben die Franzosen die Muslime sehr gut ertragen. Und umgekehrt. Lange Zeit haben die Muslime ihren Islam praktiziert, und niemand hat es mitbekommen. Plötzlich haben sie nach Selbstbestätigung gesucht. Sie wollten sichtbar sein, auf forschende Weise. Die Vollverschleierung kam auf, die es vorher nicht gab. Es kam zu öffentlichen Gebeten auf der Strasse. Die Muslime tragen an der Entwicklung eine Mitschuld, denn sie wollten ihren Glauben unter Beweis stellen.

**Ist einzig eine spirituelle Kraft wie das Christentum oder das Judentum in der Lage, eine andere spirituelle Macht wie den Islam in die Schranken zu weisen? So propagierte dies Ihr verstorbener Kollege Dantec.**

Nein, das würde ich nicht sagen. Ich bin kein Christ. Mir fehlt die grundlegende Kraft, um derlei zu glauben. Aber historisch gesehen ist das nachvollziehbar. Wovon ich jedoch überzeugt bin, ist, dass die Französische Republik, die in ihren Anfangsjahren so gewalttätig war, keine Kraft mehr hat. Die Laizität ist als Konzept nicht kraftvoll genug.

**Sie sind auch ein mittelfristiger Prophet im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau. Für uns Männer ist es schwer, Frauen zu verstehen. Was sucht der Mann in der Frau und die Frau im Mann?**

Wir müssen uns nicht unbedingt verstehen. Ich glaube sogar, dass es besser ist, wenn wir uns nicht verstehen.

**Wenn wir ein Geheimnis für den anderen sind.**



Genau. Das ist vielleicht ein Detail, aber ich glaube, dass Paare, bei denen die Lebenspartner nicht aus demselben Land kommen, einen Vorteil haben, denn sie werden sich nie vollständig verstehen.

**Ein amerikanischer Autor hat geschrieben, die Männer müssten die Frauen begehren, und die Frauen müssten die Männer zivilisieren.**

Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass Frauen in Wirklichkeit sehr zivilisiert sind. Wir müssen verstehen, dass die Liebe für Männer und Frauen unterschiedlich ist. Für Frauen ist Liebe eine Naturgewalt, die schöpferisch ist. Die Frau schafft eine neue Situation, indem sie liebt. Bei Frauen steht die Liebe am Anfang. Bei Männern steht sie eher am Ende.

**Am Anfang steht beim Mann die sexuelle Begierde.**

Ja, das ist wichtig, aber die Liebe entsteht aus der Freude. Und aus dem Eingeständnis, dass das Leben mit einer Frau besser

---

**«Liebe ist Teil der Naturgewalten, deren Existenz wir nicht von der Hand weisen dürfen.»**

---

ist. Der Mann kann dann nicht mehr ohne sie leben. Und dann kann man sagen, dass er verliebt ist. Aber das kommt erst langsam. Bei der Frau ist das mit der Liebe viel unmittelbarer.

**In «Unterwerfung» schreiben Sie, die Liebe sei für den Mann die Anerkennung für das Vergnügen, das die Frau ihm bereite. Sexuell?**

Den Begriff Freude muss man grundlegend betrachten. Sex spielt eine wichtige Rolle, vor allem am Anfang. Aber dann kommen andere Sachen zum Tragen. Ein angenehmes Lebensumfeld, moralische Unterstützung und so weiter. Und bei den Franzosen natürlich die Küche.

**Die Frau ist für Sie gleichsam Ursprung und Schöpferin der Liebe.**

Ja, bei Frauen ist Liebe eine echte Kraft. Das ist eine These, die auch der Schriftsteller Jeremias Gotthelf ausgesprochen hat. In den Frauen wirke gleichsam eine göttliche Liebe, und der Mann muss sich dieser Liebe als würdig erweisen.

Damit bin ich einverstanden. Die Liebe ist Teil der Naturgewalten, deren Existenz wir nicht von der Hand weisen dürfen.

**Glauben Sie an ewige Liebe?**

Ja, das ist möglich.

**Was sind die Bedingungen, damit die Liebe ewig währt?**

Ich weiss es nicht, das ist meine ehrlichste Antwort. Man könnte vermuten, dass es von Kindern abhängt. Aber das stimmt auch nicht. Es gibt kinderlose Paare, die bis

zu ihrem Tod zusammenbleiben. Es ist ein Mysterium.

**Sie bezeichneten sich als Atheisten, heute als Agnostiker. Unsere Vermutung ist: Sie sind ein enttäuschter, dissidenter Katholik, der von seinem Glauben, an dem er zweifelt, trotzdem nicht loskommt und über den Tod Gottes nicht hinwegkommt.**

Sie haben recht. Ich bin ein gescheiterter Katholik!

**In Ihrem Buch «Karte und Gebiet» beschreiben Sie einen zölibatären katholischen Grossstadt-Priester, der auf der Strasse Seelen rettet. Ist das ein Held?**

Er ist für mich ein wahrer Held.

**Wo finden Sie Mut und Kraft zum Schreiben? Es ist harte Arbeit, ein weisses Blatt zu füllen.**

Das ist mein täglich Brot. Es gibt kleine Erfolge. Wenn einem ein Absatz geglückt ist, merkt man das, und man sagt sich, dass es jetzt zu schade wäre, aufzuhören.

**Sie haben einen sehr eleganten, flüssigen Stil; geht der Ihnen leicht von der Hand?**

Das braucht Zeit, natürlich. Aber ich neige eher zum Ergänzen. Ich bin nicht so sehr jemand, der viel streicht. Vieles wirkt anfänglich sehr zersplittert. Mit der Zeit ergänze ich die fehlenden Worte.

**Hatten Sie dieses Talent schon als Schüler? Waren Sie ein blendender Aufsatzschreiber, oder haben Sie sich alles später antrainiert?**

Ich glaube, ich hatte gute Aufsatznoten. Aber um ehrlich zu sein, habe ich mich vor der Pubertät nur über gute Noten gefreut. Das Schreiben war für mich nichts Wichtiges. Ich war ein einigermaßen glückliches Kind.

**Wenn man Sie im Fernsehen sprechen sieht, dann wirken Sie wie eine coole, etwas düstere Figur, sehr ironisch und ziemlich ambitionslos. Wie echt ist das? Es braucht doch grossen Ehrgeiz, um sich an einen Roman zu wagen.**

Nein, ich kam spät zum Schreiben, meinen ersten Roman habe ich mit 35 verfasst, und ich glaube, ich muss mit dem Schreiben auch bald aufhören.

**Enden wir mit einer zuversichtlichen Note. Sie nehmen für sich in Anspruch, die Intellektuellen in Frankreich befreit zu haben. Das gibt für das von Ihnen so heftig kritisierte Frankreich doch Hoffnung.**

Ja, sagen wir, die Situation ist besser als zuvor. Dank Dantec, Muray und mir sind die französischen Intellektuellen heute in einer neuen Lage. Sie ist so neu, dass die Intellektuellen sie noch gar nicht ganz begriffen haben: Sie sind frei von der Zwangsjacke der Linken. Man darf erwarten, dass sie die Gelegenheit nutzen. Ich kann zwar keinen Namen eines brillanten Intellektuellen nennen, aber sie können jetzt kommen.

Mitarbeit: Caroline Elias

DIE WELTWOCH

# Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Available on the App Store

ANDROID APP ON Google play

# Visionär unter Polizeischutz

Von **Jürg Altwegg** — Die «Ausweitung der Kampfzone» auf den Islam: Michel Houellebecq beschreibt diesen mit den Mitteln der Ideologiekritik. Frankreich hasst und feiert seinen wichtigsten Schriftsteller als neuen Sartre.



Neuer Typus von Schriftsteller: Michel Houellebecq.

Als ein «Symbol wie den 11. September» bezeichnet Gilles Kepel in seinem Buch «Terror in Frankreich» die Ereignisse rund um Michel Houellebecqs «Unterwerfung»: Der Roman, in dem ein Muslim zum Staatspräsidenten gewählt wird, erschien am Tag des Attentats auf *Charlie Hebdo*. Am Morgen um acht Uhr stellte der Autor sein Buch im französischen Radio vor. Zweieinhalb Stunden später kam es zum Blutbad in der Redaktion der Satirezeitschrift, deren neuste Ausgabe am gleichen Tag mit in die Kioske kam. Auf dem Cover: Houellebecq. Der unter Polizeischutz gestellt wurde.

Fünfzehn Jahre zuvor hatte er in einem Interview den Islam als «dümmste aller Religionen» bezeichnet – das Gericht entschied auf Freispruch. Im Roman «Plateforme» («Plattform») überfliegt Houellebecqs Held auf dem Weg nach Thailand Afghanistan:

«Die Taliban haben sich zur Ruhe gelegt und schmoren in ihrem Dreck.» Das Buch erschien wenige Tage vor dem 11. September – der Plot mündet in ein Attentat der Islamisten auf den Ferienklub «Aphrodite» für Sextouristen. Seither hat der Schriftsteller den Ruf, ein Visionär zu sein. Auch auf der Agenda: Das Gespräch seines Verlegers mit den Verantwortlichen der Pariser Moschee zur Verhinderung einer Fatwa fand am Morgen des 11. September statt.

## Die eigene Ermordung

Beim Attentat auf *Charlie Hebdo* kam Houellebecqs Freund Bernard Maris ums Leben. Maris war ein anerkannter Ökonom im Beirat der Banque de France und Radiojournalist. Er hatte ein Buch über Ernst Jünger und Maurice Genevoix im Ersten Weltkrieg verfasst. Die Zeitschrift, die sich damals in existenziel-

len Nöten befand, unterstützte er als Aktionär und Autor – Maris hatte die Titelseite zu Houellebecq geschrieben und zuvor einen brillanten Essay über den Schriftsteller als Kritiker des Kapitalismus. «Es ist das erste Mal, dass jemand, den ich kenne, ermordet wird», trauerte der Schriftsteller.

Seine eigene Ermordung hat er in «La carte et le territoire» («Karte und Gebiet») inszeniert. Die Leiche ist so sehr entstellt, dass es dem Gerichtsmediziner nicht gelingt, die einzelnen Teile dem Schriftsteller oder dem eben-

---

«Mit Huxley verbindet ihn die Faszination für die Religion – bei Houellebecq ist es der Islam.»

---

falls gelynchten Hund zuzuweisen. «Er hatte viele Feinde», erklären seine Bekannten dem Kommissar, der bei der Abdankung in der Kirche präsent ist und erschauert, als die sterblichen Überreste in einem Kindersarg hereingetragen werden.

Im vergangenen Frühling – zum sechzigsten Geburtstag – erschien in Paris der erste Band einer Gesamtausgabe. Die Chronologie der Werke macht bewusst, dass nach dem Ende des Kalten Kriegs mit Michel Houellebecq ein ganz neuer Typus von Schriftsteller die literarische Bühne betrat. Sein Aufstieg erfolgte in den neunziger Jahren, 1999 kam der internationale Durchbruch: Schlag auf Schlag erschienen «Les particules élémentaires» («Elementarteilchen»), «Extension du domaine de la lutte» («Ausweitung der Kampfzone») und «Interventions, recueil d'essais» («Die Welt als Supermarkt») in deutscher Übersetzung.

Seine erste Veröffentlichung war ein Essay über den amerikanischen Horror-Schriftsteller H.P. Lovecraft, den Houellebecq in seiner Jugend gelesen hatte. Zur amerikanischen Übersetzung schrieb Stephen King ein Vorwort. In «Lanzarote» trifft der Ich-Erzähler auf ein nicht monogames Paar deutscher Nudistinnen und einen Polizeiinspektor aus Luxemburg, der sich der Raël-Sekte anschliesst und der Päderastie beschuldigt wird. Enthalten ist in diesem ersten Band auch die emblematische «Ausweitung der Kampfzone» über die Sexualität in der Marktwirtschaft und die «Ideologie der Konkurrenz», zu deren «Homer» Bernard Maris Houellebecq hochstilisiert hat.



«Unterwerfung» kann man fast schon wieder als Eingrenzung der Kampfzone auf den Islam bezeichnen. «Houellebecq ist nicht Frankreich», distanzierte sich Premierminister Manuel Valls. Es folgte ein verbaler Schlagabtausch zwischen dem Schriftsteller und den Sozialisten, wie man ihn seit den Beschimpfungen des Kalten Kriegs – als die Stalinisten Sartre eine Schreibtischhyäne nannten – nicht mehr erlebt hatte. Nach den Attentaten vom November veröffentlichte Houellebecq im *Corriere della Sera* einen Text, in dem er die militärischen Interventionen in der arabischen Welt für die Anschläge verantwortlich machte – was auch der Philosoph Michel Onfray tat, dessen Statement der Islamische Staat in einem Propagandavideo verbreitete. «J'accuse Hollande» überschrieb Houellebecq sein Pamphlet. Den Präsidentenschimpfteereinen «bedeutungslosen Opportunisten», Valls einen «Geistesschwachen». Sie seien ihrer ersten Verpflichtung, die Bevölkerung zu schützen, nicht nachgekommen.

### Nützliche Idioten

Sehr viel brisanter als der Plot mit einem muslimischen Präsidenten ist die subtile Beschreibung der schnellen Islamisierung des Landes, die sich wie eine Parodie auf die deutsche Besatzung und die kulturelle Kollaboration liest. Intellektuelle wie Pascal Bruckner und Tariq Ramadan, auch zahlreiche Politiker treten unter ihrem eigenen Namen auf. Im Krieg gehörten die ehemaligen Roten zu den fanatischsten Braunen. Dass Houellebecq ausgerechnet Robert Redeker zum neuen Rektor der von den Saudis finanzierten Sorbonne macht und ihn Robert Rediger («Schreiber») nennt, kann nur vor diesem Hintergrund verstanden werden. Redeker gehört zum Komitee der von Sartre begründeten Zeitschrift *Les Temps modernes*. Im *Figaro* hatte er einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er sich mit der Ausbreitung des Islam befasste. Wie einst der Kommunismus habe diese im Westen seine nützlichen Idioten. «Das Christentum verkündet die Liebe, der Islam predigt den Hass.» Es gab Morddrohungen gegen Redeker, der während Monaten ständig seinen Wohnsitz wechseln und seinen Beruf aufgeben musste – und es gab wenig Solidarität.

Der Schriftsteller Emmanuel Carrère, Verfasser des grossen Romans «Le Royaume» («Das Reich Gottes»), der zu den wichtigsten Vertretern der französischen Gegenwartsliteratur gehört, schreibt Houellebecq eine Bedeutung wie Jean-Paul Sartre zu. Literarisch vergleicht er ihn mit Aldous Huxley und George Orwell: «Wie in 1984 geht es in Soumission um die Auseinandersetzung mit der Propaganda und die politische Korrektheit. Mit Huxley verbindet ihn die Faszination für die Religion – bei Houellebecq ist es der Islam.» ○

## Denker

# Wurzeln des Bösen, Reich des Guten

Houellebecq zählt mit seinen Vorbildern Maurice G. Dantec und Philippe Muray zu den «neuen Reaktionären». Was zeichnet diese aus?

In Frankreich hat es seit der Revolution reaktionäre Philosophen und Dichter gegeben; es waren nicht die schlechtesten. Aus der Action française gingen viele Faschisten hervor. Wegen seiner antisemitischen Pamphlete wurde Louis-Ferdinand Céline (1894–1961) mit einem Publikationsverbot belegt und konnte den Nobelpreis nicht bekommen. An Robert Brasillach (1909–1945) wurde die Todesstrafe



**Kultisch verehrt:** Schriftsteller Muray.

vollstreckt. Pierre Drieu La Rochelle (1893–1945) entzog sich der Sanktion durch Suizid. Während der kommunistischen Hegemonie in der Kultur blieben sie verfemt. Die Wende der «neuen Rechten» leitete ihre Rehabilitation ein.

### Punk und Rocksänger

Inzwischen geben ihre zeitgenössischen Nachfahren den Ton an. In seinem «Ordnungsruf» («Le rappel à l'ordre») bezeichnet sie der linke Soziologe Daniel Lindenberg als «neue Reaktionäre». Zu ihnen zählt er Maurice G. Dantec und Philippe Muray, auf die sich Houellebecq bezieht, der selber lange als unpolitischer Schriftsteller wahrgenommen wurde. Sie stehen für eine Literatur des Nihilismus und der Subversion gegen die «politische Korrektheit». Der im vergangenen Juni verstorbene Maurice G. Dantec war das Kind

kommunistischer Eltern, die 1968 aus der Partei ausgeschlossen wurden. Er trat als Punk sowie Rocksänger auf, und verdiente sein Geld in der Werbung. In die Literatur kam er als Senkrechtstarter: In der renommierten Krimireihe «Série noire» von Gallimard, dem französischen Suhrkamp, erschien «La sirène rouge». «Die rote Sirene» spielt im Jugoslawienkrieg vor dem Hintergrund der ethnischen Säuberungen. Als «grosser antifaschistischer Roman» wurde der Erstling gefeiert. Es folgten «Les racines du mal», «Babylon Babies» und «Villa Vortex». Seit mehr als zwei Jahrzehnten lebte er in Montreal, wo er zum Katholizismus konvertierte. Dantec war fasziniert von der amerikanischen Kultur und besessen vom Niedergang Europas. Mit diesem befasst er sich in seinen Tagebüchern – in der ganzen Bandbreite zwischen Wahn und Genie.

### In der Pose Nietzsches

Als Antwort auf Lindbergs «Rappel à l'ordre» veröffentlichte Philippe Muray zusammen mit dem Philosophen Alain Finkielkraut, dem Historiker Marcel Gauchet und weiteren Autoren ein «Manifeste pour une pensée libre». Muray gehörte in den siebziger Jahren zur linken und ästhetischen Avantgarde um Philippe Sollers und der Zeitschrift «Tel quel», die eine Zeitlang maoistisch war. Damals veröffentlichte er mehrere Romane und 1981 einen Essay über Céline, in dem er die Überzeugung vertritt, dass die antisemitischen Pamphlete nicht vom Meisterwerk «Reise ans Ende der Nacht» losgelöst werden können. Während eines Lehrauftrags in Stanford schrieb er «L'empire du bien». Seine kulturpessimistischen Überzeugun-

«Wir werden gewinnen. Weil wir schon mehr tot sind.»

gen sind von den Theorien des Situationisten Guy Debord («Die Gesellschaft des Spektakels») inspiriert.

Philippe Muray, der 2006 starb, wird nicht nur von Houellebecq kultisch verehrt. In seinem Brief «Chers djihadistes» (2002) schreibt er in der Pose von Nietzsches «letztem Menschen» über die Krise des Abendlandes, das sie vernichten wollen: «Wir werden gewinnen. Weil wir schon mehr tot sind.» Jürg Altwegg

# Mittel zum Zweck

Von Henryk M. Broder — Die «Willkommenskultur» als PR-Plattform der Wirtschaft.



Der Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), Ingo Kramer, hat der *Passauer Neuen Presse* ein Interview gegeben, in dem er über ein Nachlassen

der «Willkommenskultur» klagte, für die wir «im Ausland gefeiert wurden». Es könnte der «Eindruck» entstehen, «dass der Fremdenhass stärker ist als die Willkommenskultur»; das wiederum «könnte unter anderem dazu führen, dass das Image deutscher Produkte leidet und die Investitionsbereitschaft zurückgeht». Für die gekippte Stimmung seien Politiker verantwortlich, «die sich heute gegenüber Flüchtlingen und Fremden in einer Weise äussern, die ihnen vor einiger Zeit peinlich gewesen wäre».

Vor einiger Zeit wäre es freilich auch dem BDA-Präsidenten peinlich gewesen, ungeniert zuzugeben, dass die «Willkommenskultur» eine PR-Plattform war, um für deutsche Produkte zu werben und Investoren anzulocken. Die «Flüchtlinge» waren nur Mittel zum Zweck.

Nun, da sogar die Kanzlerin einräumt, dass es mit der unkontrollierten Zuwanderung ein Problem gibt, schwächelt auch die Willkommenskultur, und das könnte sich zum Nachteil der deutschen Wirtschaft auswirken. Möglich wäre es ja, dass ein Farmer in Texas, der einen Pick-up von VW kaufen will, nicht nach den Abgas- und Verbrauchswerten fragt, sondern danach, wie es um die «Willkommenskultur» in Deutschland steht. Und dass ein Investor in New York wissen möchte, wie weit die Integration der Flüchtlinge in Ludwigshafen gediehen ist, bevor er Aktien von BASF ordert.

Nicht immer waren die Vertreter der deutschen Wirtschaftsverbände dermassen auf den guten Ruf deutscher Produkte bedacht. Erst im Jahre 2000 nahmen sie sich des Themas «Zwangsarbeiter» an, das sie seit Kriegsende souverän ignoriert hatten, und beteiligten sich an der vom Bund initiierten und mitfinanzierten Stiftung «Erinnerung, Verantwortung und Zukunft». Etwa 1,6 Millionen ehemalige Zwangsarbeiter bekamen einmalige Abschlagszahlungen, zwischen 7600 und 530 Euro, je nachdem, wo und wie lange sie hatten schuftet müssen. Damals sorgte sich niemand um das «Image deutscher Produkte» im Ausland oder das Wohlwollen der Investoren. Und das Wort «Willkommenskultur» war noch nicht erfunden.

# Rezepte aus dem Mottenschrank

Von Silvio Borner — Politiker geben gerne ausländischen Multis die Schuld für die hohen Preise in der Schweiz. Jetzt wird gar eine Initiative «für faire Importpreise» lanciert. Das ist ökonomischer Unsinn.

An einem Seminar im US Department of Justice (DoJ) habe ich die Birrer-Heimotion an die Wand projiziert: Die SP-Politikerin Prisca Birrer-Heimo wollte ausländische Unternehmen zwingen, die Schweiz zu gleichen Preisen wie das Ausland zu beliefern. Der Chefökonom reagierte so: «Der Silvio will uns mit diesem Joke wohl auf den Arm nehmen!» Allerdings hatte die Nationalrätin ihren Vorschlag nicht als Witz lanciert, den das Parlament schliesslich bachab schickte, wie auch die Kartellgesetzrevision mit ähnlichen Vorschlägen.

Das alles wird jetzt aufgewärmt im Zusammenhang mit der 2014 eingereichten Motion des (freisinnigen!) Hans Altherr (relative Marktmacht) sowie der nun lancierten Volksinitiative «für faire Preise». Dem Parlament würde so eine Revision des Kartellgesetzes aufs Auge gedrückt, welche «die Beschaffungsfreiheit im In- und Ausland» gewährleisten «und auch die Preisdifferenzierungen» durch «relativ marktmächtige Unternehmen unterbinden soll». Überdies enthält die Initiative vorsorglich detaillierte Übergangsbestimmungen aus dem Birrer-Heimo- und Altherr-Mottenschrank. Aber ist der Importhandel überhaupt eine relevante Ursache für die Hochpreisinsel Schweiz? Die Antwort ist ein klares Nein. Weshalb?



1 — Der Frankenschock hat zu einer Abweichung des Frankens von der Kaufkraftparität geführt. Es entsteht so bei uns eine Kaufkraft-Illusion, indem die Euro-Preise, umgerechnet in den überbewerteten Franken, von uns (aber nur von uns) als niedrig wahrgenommen werden.

2 — Die grössten Preisunterschiede finden wir in staatlich kontrollierten Bereichen wie Gesundheit, Verkehr und immer mehr auch Energie oder bei staatlich regulierten Tarifen aller Art. Der Preisüberwacher ist hierbei eine Lachnummer. So berechnen die SBB bei der Ankündigung von Preiserhöhungen gleich die erwartete Reduktion durch den Überwacher mit ein.

3 — Wichtig ist auch der wachsende Anteil der nicht handelbaren Dienstleistungen, angefangen beim Coiffeur bis hin zum Chirurgen. Hier spielen die enormen Lohnunterschiede eine zentrale Rolle. In Basel arbeitet meine französische Coiffeuse mit derselben Technik wie diejenige an meinem zweiten Wohnort. Dort kostet der Haarschnitt 20 Euro, in Basel 50 Franken. Der grösste Kostenanteil ist der in Frankreich

weniger als halb so hohe Lohn. Verantwortlich dafür sind die flankierenden Massnahmen.

4 — Die Beschaffungsfreiheit im Ausland ist nicht primär durch böse internationale Multis oder Generalimporteure beschränkt, sondern zur Hauptsache durch staatliche Abschottungsmassnahmen wie Zölle, Quoten, Standards, Normen und immer mehr auch psychologisches «Nudging» für Swissness. Gerade im Agrarbereich ergeben sich hier wie beim Fleisch drei- bis vierfache Preisdifferenzen, die politisch gewollt und offenbar akzeptiert sind. Und die öffentliche Hand kauft (politisch korrekt) fast alles im Inland ein. Wehe, wenn die Armee Unterhosen in Asien bestellt!

5 — Hinzu kommt aus angeblich gesundheitlichen, ökologischen und tierschützerischen Gründen noch der Konsumentenschutz. Das Cassis-de-Dijon-Prinzip ist faktisch längst ausgehebelt, zugunsten des Swiss Finish bezüglich Qualität, Sicherheit und Konsum-Ethik.

6 — Selbst die internationale Preisdifferenzierung ist aus Sicht der Ökonomie meistens vorteilhaft; nämlich immer dann, wenn sie den Output vergrössert, somit die Kosten senkt und den Wettbewerb zwischen den einzelnen Marken intensiviert. Klar, dass wir hier in der Schweiz eher die höheren Preise bezahlen.

Weil aber auch Schweizer Exporteure internationale Preisdifferenzierung anwenden (müssen), sollen sie gemäss Initiative verschont werden (wie auch die Landwirtschaft).

## Zielen ins Leere

Die Hochpreisinsel Schweiz hat somit mit dem Wettbewerbsrecht nur ganz am Rande zu tun. Und dort kann die Wettbewerbskommission schon heute eingreifen, wenn marktmächtige Unternehmen missbräuchlich volkswirtschaftlich schädliche (vertikale) Preisbindungen und Gebietsabsprachen durchzuboxen versuchen. Aber bei Gesichtsscreme oder Zahnpasta haben wir doch einen «wirksamen Wettbewerb». Gegenüber ausländischen Anbietern ist eine Pflicht, zu lokalen Preisen in die Schweiz zu liefern, sowieso nicht durchsetzbar oder kann durch Schliessung von schweizerischen Vertriebsorganisationen umgangen werden.

Diese Initiative zielt ins Leere, sie hätte schädliche Auswirkungen auf den effektiven Wettbewerb und den Service.



# Die Zeitung macht mobil.



Jetzt downloaden im App- oder Google Play-Store!



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.  
[www.schweizamsonntag.ch](http://www.schweizamsonntag.ch)

# Warum ich trotzdem Hillary wähle

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Eigentlich verkörpert Donald Trump das Versprechen eines politischen Wandels, den viele Amerikaner herbeisehnen. Auch ich. Trotzdem werde ich dem Unternehmer meine Stimme nicht geben. Der Mann ist brandgefährlich.

In der deutschen Nachkriegszeit geboren, bin ich seit März 2000 Bürger der Vereinigten Staaten. Der Verlust der ursprünglichen Staatsangehörigkeit (ein amerikanischer und ein deutscher Pass sind prinzipiell unvereinbar, obwohl Ausnahmen möglich und inzwischen beinahe zum Normalfall geworden sind) war nicht etwa die unangenehme Konsequenz meiner Anstellung in Kalifornien, sondern positiver Teil einer beruflichen Entscheidung. Ich hatte für die verbleibende Lebenszeit ein Land gewählt, dessen Geschichte ich trotz ihrer Narben bewundere, dessen Gegenwart mich fasziniert und dessen Zukunftsvision mir Energie gibt.

## Es deprimiert mich

Dass diese bleibende Grenzüberschreitung bei vielen Kollegen und Freunden in Europa auf Unverständnis stösst, ist zu einer produktiven Herausforderung geworden, und so haben sich zum ersten Mal Wörter wie «Heimat» oder «Patriotismus» für mich mit einer unvermeidlich brüchigen und doch sehr dichten Bedeutung gefüllt. Bisher galt dies auch für die amerikanische Politik in ihrer durch die Differenziertheit der Bundesstaaten gebrochenen inneren und der gern als imperialistisch dämonisierten äusseren Dimension. Nun aber steht am 8. November eine Wahl an, deren Inhalt mich deprimiert. Ich werde meine Stimme Hillary Clinton geben, um das Mögliche zur Verhinderung von Donald Trump als Präsident zu tun – so sehr mir gerade jene Position gegenläufiger Exzentrik liegt, die er besetzt. Was macht die Vorstellung von Trump als Präsident für so viele von uns absolut unannehmbar?

Trump steht immerhin für Tüchtigkeit und persönliche Stärke, Eigenschaften die sich bisher gegen alle Hindernisse, aber auch gegen ernsthafte Rückschläge durchgesetzt haben. Das ist nicht schlecht eigentlich für das mächtigste Amt mit Blick auf eine Zukunft, in der grosse Würfe und Alternativen kaum aufkommen werden. Diese tüchtige Stärke scheint sich in Donald Trumps Gesicht eingeschrieben zu haben. Warum hat aber noch niemand dieses Gesicht je sympathisch genannt, obwohl Trump unter Freunden als unterhaltsam und grosszügig gilt? Sein Blick ist kaum auf ein Gegenüber und auf die Welt in ihrer Vielfalt gerichtet, sondern scheint einem selbstsicheren Beobachter zu gehören, dem man sich nur nach seinen spezifischen Bedingungen nähern kann. «Ich werde dein Freund sein, wenn du mir beweist, dass wir uns einig sind.»

Obwohl es zahlreiche Gründe für die Annahme gibt, dass Trump als Präsident unser Land nicht wirklich gegen mexikanische Einwanderer einmauern würde, ist die Mauer zum Emblem für eine Vorstellung seiner Psyche geworden. Sie entspricht dem Stereotyp vom amerikanischen Touristen, der die Welt in fünf Tagen durchheilt, ohne zu bemerken, dass es andere Sprachen, Religionen und Formen der Geselligkeit gibt – und dann mit vielen neuen Freunden aus der eigenen Reisegruppe nach Texas zurückkehrt. Vielleicht erinnert dieses Trump-Bild ja auch an die Kegelklubidyllen jener pfälzischen Provinz, aus der einst seine deutschen Grosseltern Friedrich Drumpf und Elisabeth Christ ausgewandert sind.

Die Einladung, ein Freund des Milliardärs Trump nach dessen Bedingungen zu werden, hat jedenfalls entgegen den Erwartungen aller Intellektuellen und Politspezialisten im Vorwahlkampf Millionen unterprivilegierter Amerikaner zur Unterstützung und Teilnahme erweckt. Gleichzeitig tritt nun auf der Schlussgerade des Wahlkampfes die Sorge um eine enger umschriebene Kompetenz in den Vordergrund. Trotz aller Medienrhetorik kann es dabei nicht um Sachkompetenzen gehen, denn die Anforderungen sind derart vielfältig und anspruchsvoll, dass sie nur über eine Vielzahl von Beratern abzudecken sind. Die besondere Präsidenten-Kompetenz liegt deshalb erstens in der Auswahl solcher Berater

und zweitens in der Fähigkeit, auf der Grundlage ihrer Expertise langfristig und tragfähig zu entscheiden. Hier aber hat sich wiederholt eine Schwäche von Donald Trump gezeigt, die für mich ausschlaggebend für die Einschätzung von Hillary Clinton als geringerem Übel geworden ist. Nichts zum Beispiel hat Trumps Wahlkampf mehr Spott eingebracht als die Entdeckung, dass seine Frau auf der republikanischen Parteiversammlung Wort für Wort eine Rede abgelesen hatte, die zum analogen Anlass für Michelle Obama geschrieben worden war. Dabei hätte der richtige Berater bei jedem Creative-Writing-Programm eine geeignete Autorin gefunden – und so ein unnötiges Plagiat vermieden, das unter elektronischen Bedingungen nicht unentdeckt bleiben konnte.



## Verwirrte Ungereimtheit

Doch es geht nicht primär um die Auswahl sachkundiger Berater (dafür könnte Trump einen sachkundigen Metaberater finden), sondern um Trumps Tendenz zu «spontanen», das heisst nicht durch Beratung vorbereiteten Entscheidungen in folgenschweren Situationen. Lange hat ihm diese Spontaneität vor allem Sympathien eingebracht, bis sie in den vergangenen Wochen zum Ursprung strategischer Fehler mit wahrscheinlich unumkehrbaren Folgen wurde. Man hätte Trump etwa deutlich machen müssen, dass unter den einschlägigen Voraussetzungen der Vereinigten Staaten allein eine respektvoll-höfliche Reaktion nötig gewesen wäre auf jenen pakistanisch-amerikanischen Vater eines Irak-Veteranen, der Trump für dessen antimuslimische Polemik kritisiert hatte. Der Kandidat aber reagierte – spontan – mit der Gegenprovokation und Frage, ob die islamische Mutter eines Veteranen kein Rederecht habe. So brachte er selbst republikanische Stammwähler gegen sich auf. Nicht einmal den typischen rückwirkenden Erklärungen und Entschuldigungen Trumps, die man als «Lügen» wohl übermoralisiert, will es nun noch gelingen, diesen Prestigeverlust und den Eindruck verwirrter Ungereimtheit rückgängig zu machen.

Die innenpolitischen Entgleisungen Trumps rauben mir nicht den Schlaf. Auf nuklear-militärischer Ebene hingegen könnten unbedachte Sponti-Aktionen aus dem Bauch heraus das Ende der Menschheit auslösen – zumal unser Präsident in der Rolle des *commander in chief* nicht an parlamentarische Kontrolle



Angestrenzte Beflissenheit: Hillary Clinton.





*Schritt ins Postpolitische?* Donald Trump.

gebunden ist. Umso ausschlaggebender ist deshalb aus meiner Sicht die Fähigkeit eines Kandidaten, seinen Mangel an Kompetenz durch die Beschaffung von Kompetenz, also durch Kompetenz-Befragung, zu überwinden. Gerade hier könnte Donald Trump von Wladimir Putin lernen, in dessen aggressiver Strenge er sich wiederfinden möchte und um dessen Sympathie er seit Beginn des Wahlkampfes buhlt. Denn wie kritisch man immer Putins Politik einschätzen will, sie scheint stets im vollen Bewusstsein der jeweiligen Situationskomplexität vorbereitet worden zu sein.

Während der acht Jahre von George W. Bushs Präsidentschaft hat mich manchmal die Vorstellung getröstet, dass es möglich sein müsse, mit dem Präsidenten einen angenehmen Nachmittag beim Baseball zu verbringen – nur sei er eben leider als ehemaliger Baseballunternehmer zu einer Rolle aufgestiegen, deren Herausforderungen er kaum gerecht werde. Mit Donald Trump hingegen möchte ich nicht Golf spielen, und zu Hillary Clinton fällt mir gleich gar kein nichtpolitisches Szenario ein, dessen Attraktivität ich per Gedankenexperiment testen wollte. In einer US-Gesellschaft, in der die entscheidenden gedanklichen und technologischen Impulse

von Nobelpreisträgern, Künstlern, ja auch von Sportlern kommen, löst die Aussicht auf die angestrenzte Beflissenheit einer Präsidentin Clinton Ernüchterung aus. Sie steht geradezu als Sinnbild für eine Klasse keimfreier, abgehobener Politiker, mit der man nicht einmal einen Drink nehmen möchte.

Selbst die Idee vom Wohlfahrtsstaat, mit der Bernie Sanders in den Vorwahlen die jungen Amerikaner begeisterte, wirkt auf einen ehemaligen Europäer wie abgestandenes Bier. Der viel dramatischere Trump könnte zu einer Menschheitsgefahr werden, und Hillary Clinton mag einen historischen Endzustand verkörpern, in dem Politiker nicht mehr ihre Wähler und deren Bedürfnisse repräsentieren, sondern hinter einer Farce der Repräsentation, in einem Theater der Unaufrichtigkeit ihren eigenen Machtobsessionen frönen.

#### Was Marx über Trump sagte

Trumps Wahlkampf hat von dieser spezifischen Aura von Falschheit profitiert, von der Berufspolitiker wie Hillary Clinton heute – vielleicht sogar aus einer gewissen Notwendigkeit heraus – umgeben sein müssen. Doch Trumps gegenläufige Intuition, dass das Land «wie ein Unternehmen» geführt werden soll,

kann angesichts der spezifischen Struktur von Entscheidungskompetenzen in der Politik ebenso wenig überzeugen. Inzwischen beobachtet Europa unsere Wahlen mit Erstaunen – und manchmal mit angestrenzter Empörung. Vielleicht hat hier ausnahmsweise das Werk von Karl Marx eine Lösung parat. Er prognostizierte einmal, dass der Staat in den europäischen Nationen immer weiter wachsen werde

---

#### Mit Donald Trump hingegen möchte ich nicht Golf spielen.

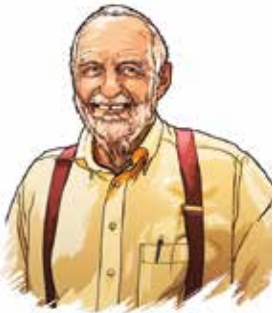
---

(und tatsächlich leben ja alle Gesellschaften der Europäischen Union heute unter zwei Staaten), während es in der Konsequenz seiner Gründung aus einem Unabhängigkeitskrieg liege, dass der amerikanische Staat nach Selbstaufhebung strebe. Eben an diesem Punkt mögen wir heute angekommen sein – ohne weiterzuwissen. Oder sollte Trump zu wählen, ein Schritt ins Postpolitische sein, der seinen Schrecken verlieren wird, sobald er vollzogen ist?

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Kalifornien.

# Korb der Kläglichen

Von Hanspeter Born — Was entscheidet die amerikanischen Wahlen? Ein Blick in die Vergangenheit zeigt: Auch die Macht des Zufalls darf man nicht unterschätzen.



Was, wenn Trump gewinnt? Kann nicht, darf nicht sein. Meine zehnjährige Enkelin in Kanada ist weinend aus der Schule gekommen. Sie hat gehört, was alles Schreckliches passieren könnte,

wenn dieser böse Mann auf der andern Seite des Flusses gewählt würde. Nicht nur für Kinder, sondern auch für kluge Kommentatoren und weise Politologen ist die Vorstellung von einem Präsidenten Trump unerträglich. Trump der Angeber, Trump der Hochstapler, Trump der Lügner, Trump der Ausbeuter, Trump der Ignorant soll der mächtigste Mann der Welt werden. Eine Katastrophe wäre dies, sagt man.

Undenkbar? Wenn man aus dem sich alle vier Jahre wiederholenden Psychodrama, das ein amerikanischer Präsidentschaftswahlkampf nun einmal ist, eine Lehre ziehen kann, dann ist es die: «Wage keine Voraussage!» Nicht, dass ich mich an den Vorsatz halten würde, im Gegenteil. Ich habe auch schon in einem englischen *betting shop* gewettet, zuerst 1988 und dann wieder 2004. Beide Male verloren. Letztes Frühjahr konnte ich es wieder nicht lassen. Als ein junger, jedenfalls jüngerer Kollege behauptete, Trump werde nicht nur als Kandidat, sondern auch als Präsident gewählt, habe ich die vorgeschlagene Wette sofort angenommen. Fast geschämt habe ich mich, dem jungen Mann das Geld aus der Tasche zu ziehen. *Taking candy from a child.*

Jetzt haben wir Ende September, und die Wahlen, von denen man glaubte, sie würden langweilig, weil einseitig, sind an einem Fieberpunkt. Die erste, für einmal wirklich mit Hochspannung erwartete Debatte ist vorbei. War sie entscheidend, vorentscheidend oder bloss belanglos? Vielleicht sagt es uns Hansru-dolf Kamer auf der gegenüberliegenden Seite.

Was entscheidet die amerikanischen Wahlen? Sind es gesellschaftliche Strömungen, demografische Entwicklungen, weltpolitische Krisen, oder ist es die Wirtschaftslage – «It's the economy, stupid», wie es 1992 ein Bill-Clinton-Berater formulierte? Entscheidet die Überlegenheit – finanziell, strategisch, organisatorisch, personell – der einen Wahlkampfmaschine gegenüber der andern? Ist es die Persönlichkeit der Kandidaten, oder ist es die

einzelne zufällige Begebenheit, welche die Waagschale auf die eine oder andere Seite kippen lässt? Oder alles zusammen?

Jedenfalls darf man die Macht des Zufalls nicht unterschätzen. Ein unvorsichtiger Satz, ein lächerliches Bild, in heutiger Zeit ein «viral gehendes» Video, ein weitergezwitchertes Tweet oder ein vieltausendfach «gelikter» böser Facebook-Eintrag können einen Kandidaten aus der Bahn werfen. Michael Dukakis, erfolgreicher demokratischer Gouverneur von Massachusetts, hatte im Sommer 1988 einen 17-Punkte-Vorsprung auf Vizepräsident George Bush (den Älteren), bevor alles für ihn schiefzulaufen begann. Noch fürchtete man einen Nuklearkrieg mit der Sowjetunion, und die Republikaner schlachteten Dukakis' militärische Unerfahrenheit aus. Deshalb kamen die demokratischen Wahlkampfstrategen auf die Idee, ihren Kandidaten auf einem M-1-Panzer ablichten zu lassen. Mit Kampfhelm. Der schwächliche, 173 cm kleine Dukakis sah komisch aus und musste erfahren, dass Lächerlichkeit tötet.

Zurück zur Gegenwart. Vor knapp zwei Wochen sprach eine bereits grippegeschwächte – allerdings wusste man dies noch nicht – Hillary Clinton an einem von Barbra Streisand



«Wage keine Voraussage!»: Trump-Anhänger.

unterstützten Fundraising-Event für Mitglieder der LGBT-Gemeinschaft – Sie wissen natürlich, was das ist und wer die Streisand ist. Eintrittspreis im Minimum 2500, im Maximum 250 000 Dollar. In ihrer von dem erlauchten Publikum andachtsvoll mitverfolgten Rede beklagte sie das volatile politische Umfeld, das es Trump erlaube, die abstoßendsten Dinge zu sagen. Wörtlich fuhr sie weiter: «Ihr wisst, nur um grob zu verallgemeinern, dass man die Hälfte der Trump-Anhänger in das, was ich einen Korb der Kläglichen (*basket of deplorables*) nenne, stecken könnte. Richtig? (Gelächter) Die Rassisten, Sexisten, Homophoben, Xenophoben, Islamophoben – *you name it*. Unglücklicherweise gibt es solche Leute.»

«Ganz recht hat sie», meinten darauf Clintons Fans. Fand nicht schon Horace Walpole (1717–1797, Historiker und Politiker), dass neun Zehntel aller Menschen so geschaffen wurden, dass man zum andern Zehntel gehören will. Nun sitzt aber niemand gerne in einem Korb

mit Kläglichen. Die von Hillary erwähnte Hälfte der Trump-Anhänger beträgt, nimmt man die Resultate der Primärwahlen, 6,7 Millionen. Nun gibt es selbst unter den Trump-Wählern – ob Sie es mir glauben oder nicht – viele gescheite Leute. Und die reagierten. In

Zeitungskommentaren, vor allem aber in Blogs vermerkten sie, wie unglaublich snobistisch Clintons Bemerkung war. Hat Hillary nicht ihr wahres Gesicht gezeigt? Ist sie nicht die Kandidatin einer hochnäsigen Elite, die fern vom übelriechenden Pöbel in ihren geschützten Villen lebt? Der Elite der Wall-Street-Milliardäre, die ihren Wahlkampf finanzieren, der Elite der Celebrities, der Elite der Reichen und Schönen.

Im Nu produzierten Trumps Wahlkämpfer ein Video, das Bilder von normalen, gewöhnlichen Bürgerinnen und Bürgern neben Clintons Schmähere stellte. «The Donald» selber erschien an einem Wahlauftritt in Miami zur Melodie des Musicals «Les Misérables» und vor einem Riesen-Screen mit dem berühmten Delacroix-Bild «Die Freiheit führt das Volk» und der Aufschrift «Les Deplorables». Fixe Geschäftsleute bieten Dutzende von verschiedenartigen T-Shirts mit dem «Deplorables»-Motiv an, viele davon recht originell. Unter dem Titel «I'm Deplorable and I'm Proud» schrieb der von mir geschätzte Buchautor Jack Cashill: «Hillary hat laut gesagt, was unsere progressiven Freunde schon lange denken. Es könnte sie die Wahl kosten.»

**Hanspeter Born**, ehemaliger *Weltwoche*-Auslandredaktor, verfolgt den Endspurt der US-Wahlen aus sicherer Ferne und sammelt Nachrichten, die Medien links und rechts vom Mainstream liegen lassen. Als Austauschschüler erlebte er vor sechzig Jahren seinen ersten Wahlkampf. 1980 berichtete er für das Schweizer Radio über den unerwarteten Sieg von Ronald Reagan. 2008 reiste Born ein letztes Mal zu Wahlveranstaltungen und liess sich vom aufsteigenden Stern Obama blenden.



# Showtime in Amerika

Von Hansrudolf Kamer — Die Affiche hat nicht ganz gehalten, was sie versprach. Trump attackierte Clinton als Status-quo-Politikerin. Clinton versuchte, die Ignoranz ihres Gegners anzuprangern.



Die erste Fernsehdebatte zwischen Präsidentschaftskandidaten, jene zwischen Kennedy und Nixon 1960, liegt Lichtjahre zurück. Damals glaubte man noch,

sie hätte entscheidenden Einfluss auf den Wahlausgang. Der TV-Showdown zwischen Clinton und Trump war dagegen inszeniert für ein Hundert-Millionen-Publikum in einem Amerika, das im Medienüberfluss nach Orientierung sucht und dabei auch noch gut unterhalten werden will.

Die Affiche war ein unglaublicher Hype: ein deutlicher Kontrast zwischen Extremen, zwischen zwei Persönlichkeiten und ihrer Art, Politik zu betreiben. Impulsivität gegen Kalkulation, Lässigkeit gegen intellektuelle Gründlichkeit, Mann gegen Frau, Improvisation gegen Vorbereitung, unten gegen oben – all dies und vieles mehr. Doch der Nervenzickel hatte sich schon zuvor abgeschliffen.

Wem hat's genützt? Eine erste Online-Umfrage gab einen leichten Vorteil für Trump, CNN dagegen sah Clinton als Siegerin. In der Vergangenheit verpuffte der Debattenbonus allerdings schnell. Diesmal könnte es etwas anders laufen, weil es sich um die am wenigsten beliebten Kandidaten für die Präsidentschaft handelt, seit die Meinungsforschung sich diesem Thema widmet. Die Negativwerte beider möglicher Präsidenten sind so hoch wie nie.

## Ignoranz als Stärke

Schon vor der Debatte waren Clinton und Trump keine unbeschriebenen Blätter. Beide sind seit Jahren im Geschäft, in verschiedenen, aber verwandten Branchen. Beide sind «TV-Persönlichkeiten». Die eine war First Lady und anderes mehr. Ihre Medienpräsenz ist etabliert. Der andere hatte seine eigene Reality-Show, die hohe Einschaltquoten generierte.

Ausserdem ist das Medienangebot auf vielen Kanälen explodiert und begleitet inzwischen das Alltagsleben der meisten Amerikaner. Wer die Debatte auf Youtube verfolgte, hatte neben dem TV-Stream den kontinuierlich ablaufenden Chat von Zuschauern, die Sofortkommentare abgaben, um die Reaktion auf das Geschehen zu beeinflussen. Den politischen Novizen, der mit der TV-Debatte Clinton oder Trump zum ersten Mal in Aktion sah, gibt es kaum mehr.

Gesagt war ohnehin schon alles, und da die beiden im amerikanischen Kosmos nicht vertrauenswürdig sind, war es auch nicht so wichtig. Es ging um anderes. Nach David Axelrod, dem ehemaligen Wahlkampfmanager Obamas, hatte Clinton die Aufgabe, Trump unter Kontrolle zu halten. «If you can handle Trump, you can handle anything.» Beide sind schliesslich New Yorker.

Das gelang Clinton kaum. Sie liess sich von ihm wiederholt irritieren und flüchtete sich manchmal in ein überlegenes, matronenhaftes Lachen, um seine Aussagen als völlig jenseits des Akzeptablen hinzustellen. Trump hielt sich im Zaum, liess sich nicht provozieren und kontrollierte seine Gesichtszüge.

Das erste Echo auf die Debatte reflektiert auch das, was schon im ganzen Vorwahlkampf Gegner, Politiker und TV-Analysten frustriert hatte: Trump liess sich nie fassen und festnageln. Was die politische Elite als Ignoranz und Grobheit belächelt, wird von seiner wachsenden Anhängerschaft

## In der ganzen bisherigen Kampagne ist es Trump gelungen, die Regeln neu zu schreiben.

als Stärke, als Echtheit und Gegenpol zur herrschenden politischen Korrektheit ausgelegt.

In der ganzen bisherigen Kampagne ist es Trump gelungen, die Regeln neu zu schreiben und sein eigenes Spiel zu spielen. Er war deshalb die Star-Attraktion des Abends. Den bisherigen Zuschauerrekord hatte die erste Debatte zwischen Jimmy Carter und Ronald Reagan 1980 gehalten. Auch Reagan war damals als gefährlich und ungeeignet für die Präsidentschaft verteufelt worden.

Clinton war es anzumerken, dass sie von ihrem Stab gut vorbereitet worden war. Ihre Attacken auf Trump waren gut platziert und zielten auf bekannte Schwächen des Immobilienmoguls. Von ihren Gesundheitsproblemen war nichts zu spüren. Trump reagierte meistens souverän und liess das Ganze an sich abperlen. Sein Refrain war, Clinton sei eine typische Politikerin: «All talk, no action. Sounds good, doesn't work!» Allerdings liess er gute Möglichkeiten aus, um Clinton in die Enge zu treiben.

Seinen besten Moment hatte er, als er Clintons Aufforderung, seine Steuererklärungen zu veröffentlichen, mit dem Hinweis auf die

von Clinton gelöschten E-Mails konterte. Clinton räumte ein, ihr privater Mail-Server sei ein Fehler gewesen. Trump korrigierte: «Das war kein Fehler, das war Absicht.»

Trump, als Quereinsteiger und Amateur, musste sich in der Aussen- und Innenpolitik nicht im Detail auskennen. Dabei zeigte er sich gar nicht so ignorant, wie ihn die Demokraten hingestellt hatten. Clinton dagegen brüstete sich mit ihrer Erfahrung und rezitierte ihre Positionspapiere. Das wirkte oft wie das Öffnen lange gelagerter Inhaltskonserven. Trump brauchte bloss die nicht sehr hohen Erwartungen zu übertreffen. Er musste jene überzeugen, die noch zögern.

So jedenfalls drückt sich Pat Buchanan aus, der frühere Redenschreiber Nixons, selber Kandidat in den neunziger Jahren. Kennedy und Reagan hatten ähnliche Voraussetzungen wie Trump, und George W. Bush «gewann» keine einzige Debatte gegen Al Gore und John Kerry. Aber er kam rüber als geerdeter Politiker mit gesundem Menschenverstand. Der Wähler konnte eher mit ihm korrelieren als mit dem Erfinder des Internets und dem Windsurfer von Cape Cod.

Debatten produzieren keine Sieger, die alles wissen und immer punkten.

Entscheidend ist, mit wem das Publikum schliesslich sympathisiert und wen es sich als Präsidenten vorstellen kann. «Warum führe ich nicht mit fünfzig Punkten Vorsprung?», beklagte sich Hillary Clinton dieser Tage. Buchanan gibt die wohl zutreffende Antwort: «Amerika hat genug von ihr gesehen und braucht nicht noch mehr.» Dieser Eindruck, der in mehr als 25 Jahren gefestigt wurde, lässt sich nicht in neunzig Minuten korrigieren.



«All talk, no action»: Trump, Clinton.

## Dummheit im Wirtschaftskrieg

Von Christoph Mörgeli

Die *Sonntagszeitung* hat aufgedeckt, wie amerikanische Banken in der Schweiz Kunden abwerben. Mit illegalen Methoden verfolgen sie dasselbe Geschäftsmodell, das die USA uns mit Drohungen, Staatsverträgen und Milliardenbussen verbieten. Es tobe ein Wirtschaftskrieg. Der Chefredaktor nennt es «eine schiere Dummheit», dass Ex-Justiz- und Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf bei den Verhandlungen mit Amerika nicht einmal Gegenrecht eingefordert hat.

Die Kritik kommt zu spät. Acht Jahre haben unsere Medien Widmer-Schlumpfs Treiben wie einen Streichelzoo getätschelt. Was haben sie erwartet? Wer die Interessen seiner Partei verrät, verrät auch die Interessen seines Landes. Doch im Finanzdepartement wühlt noch immer Widmer-Schlumpfs linkes Personal. Beamte der Eidgenössischen Steuerverwaltung helfen den französischen Behörden bei den Amtshilfesuchen zwecks Knacken von Bankkonten in der Schweiz. Unsere eigenen Beamten nicken verbotene Gruppenanfragen ab und lassen sie von Bundesrichtern absegnen.

Nun will die Schweiz ein Abkommen über den Informationsaustausch mit Brasilien abschliessen. Brasilien ist bei Korruption, Misswirtschaft und Staatsskandalen Weltspitze. Ende August wurde die Staatspräsidentin ihres Amtes enthoben. Die Entführer der Schwiegermutter von Bernie Ecclestone, die 35 Millionen erpressten, erhielten ihre Informationen über die Finanzsituation der Familie und den Standort der Frau aus der brasilianischen Staatsverwaltung. Unsere Steuerfahnder werden dennoch jedes brasilianische Gesuch durchwinken und die dortigen Behörden sogar noch beim Verfassen von Amtshilfesuchen unterstützen.

Nationalrat Thomas Matter hat darauf hingewiesen, dass hiesige Firmen ihren Mitarbeitern in Brasilien abraten, ihre (korrekt versteuerten) Finanzen in der Schweiz den dortigen Behörden offenzulegen. Denn diese sind von Korruption durch und durch verseucht; die Wachstumsaussichten sind mies, die öffentlichen Defizite gewaltig und die Staatsanleihen Ramsch. Es drohen ein Staatsbankrott und äusserst restriktive Kapitalvorschriften. Der dortige Staat kann seine Bewohner zwingen, ihr Geld nicht ins Ausland zu verschieben und es nicht anzulegen. Der Informationsaustausch wäre ein Blutbad für die Auslandschweizer in Brasilien – leider sogar im wörtlichen Sinn.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?

Von Peter Bodenmann — Fremdenfeindlich blinken und chemiefreundlich Kontingente erhöhen.



Schlägt jetzt die Stunde der Schweizer Demokraten? SVP-Chef Rösti.

Unter dem Druck der SVP haben Simonetta Sommaruga, Ueli Maurer und Co. die Kontingente für Arbeitskräfte aus Drittstaaten für das Jahr 2016 von 8500 auf 6500 Personen gesenkt. Dieses Kontingent ist ausgeschöpft. Jetzt fordert die Basler Chemie subito mehr Bewilligungen. Weil sie auf die besten Spezialisten aus aller Welt angewiesen sei. Unterstützt wird die Chemie durch die Unternehmerin und SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher.

Versuchen Sie, liebe Leserinnen und Leser, das einem Ruedi Strahm, einer Simonetta Sommaruga oder einem fremdenfeindlichen SVP-Basis-Sünneli zu erklären. Bestraft werden sollen mit Kontingenten im besten Fall die Bündner Hoteliers, die verzweifelt Köche suchen. Die Guten leiden unter der Aufhebung des Mindestkurses, welche die SVP durchgesetzt hat. Und unter den – im Vergleich mit Österreich – absurd hohen Preisen für Fleisch und Butter. Selbst die Weisse Arena schreibt inzwischen rote Zahlen.

Die SVP versucht – bisher noch erfolgreich –, fremdenfeindlich zu blinken und gleichzeitig dem Grosskapital zu flattieren. Deshalb war, ist und bleibt die SVP gegen flankierende Massnahmen zum Schutz der Schweizer Arbeiter und Angestellten. Deshalb musste der Walliser SVP-Nationalrat Addor seinen konkreten Antrag in Sachen Kontingente zurückziehen. Deshalb machte die stärkste Partei der Schweiz im

Nationalrat keine konkreten Anträge zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Deshalb sollen jetzt für die Chemie sogar die Kontingente erhöht werden. Der Freisinn hat, entgegen allen Annahmen, im Nationalrat die SVP erfolgreich auflaufen lassen. Müller und Fluri mussten der SP und den Grünen nicht einmal Zugeständnisse machen. Diese sind heilfroh, wenn sie wieder mit im Spiel sind. Wenn auch vorerst nur im Seitenwagen. Die SVP hat offenbar Angst vor einem Anti-Fluri-Referendum. Die Begründung von Rösti: Die SVP will und wird wegen *nüt* und gegen *nüt* keine Unterschriften sammeln. Stattdessen setzte die Partei auf eine neue Volksinitiative. Volksinitiativen haben einen endlos langen Vorlauf. Deshalb gibt es zur Ablenkung der Basis eine Demo im rotgrünen Feindesland, einen zweiten Marsch auf Bern. Dies alles, damit die SVP ihre Strategie «Fremdenfeindlich blinken, kapitalfreundlich abbiegen» weiterführen kann.

Eigentlich würde jetzt die Stunde der Schweizer Demokraten schlagen. Sie könnten und müssten das Referendum gegen den vom Ständerat absehbar nur leicht verschärften Fluri ergreifen. Und so die Widersprüche innerhalb der SVP sichtbar machen. Die Schweizer Demokraten sind tot oder im Altersheim. Die SVP muss keinen Angriff von rechts aussen befürchten. Noch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Das Feuer des Kapitalismus

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt im Schweizer Medienmarkt kaum noch Wettbewerb. Darum braucht es einen Götzen.

Letzte Woche war ich am Medienkongress in Luzern. Das ist das jährliche Branchentreffen der Schweizer Verleger, ein Mix von Podium und Party.

Diesmal war es eine eher bizarre Erfahrung. Es war eine Art Götzenverbrennung.

Wo ich hinkam, im Plenum oder an der Bar, redeten alle nur von einem speziellen Medienhaus. Es war ein Medienhaus, das gar nicht zur anwesenden Gruppe der Verleger gehört. Alle redeten wie gebannt nur von der SRG.

Pietro Supino etwa, der Präsident von Tamedia, redete gebannt davon, wie die SRG die privaten Medien verdränge. Peter Wanner, der Präsident der AZ Medien, redete gebannt davon, dass man die SRG verkleinern müsse. Alle andern sagten dasselbe.

Ein Götze ist ein Abgott. Abgötter braucht es dann, wenn einem der richtige Glaube abhandengekommen ist. Genau das ist in den Medien passiert. Der Glaube an den Wettbewerb und an die Marktwirtschaft ist verlorengegangen. Das führt zu Ersatzhandlungen.

Ich war auch vor zwanzig Jahren schon an Medienkongressen. Damals redete niemand von der SRG. Denn die Verleger hatten genug mit sich selber zu tun. Die Verleger der *Berner Zeitung* und der *Solothurner Zeitung* etwa hatten damals heftige Konflikte im Markt. Die Verleger des *Landboten* und der *Thurgauer Zeitung* gingen im Markt aufeinander los. Die Verleger des *Oltner Tagblatts* und des *Zofinger Tagblatts* schenkten sich nichts im Markt.

Alle diese Verlage, und viele andere mehr, gibt es nicht mehr im Markt. 23 mittlere und grössere Medienunternehmen sind in den letzten zwanzig Jahren verschwunden. Sie wurden übernommen. Das beendete überall die vormalige Konkurrenzsituation.

Unsere Zeitungslandschaft hat heute stark planwirtschaftliche Züge. Wettbewerb ist kaum noch sichtbar. Überall dominieren Quasi-Monopolisten. Die Ost- und die Zentralschweiz gehören exklusiv der NZZ-Gruppe, das Mittelland den AZ Medien, die Agglomerationen Zürich, Bern und die Westschweiz der Tamedia.

Nur in einer einzigen Stadt der Schweiz, in Zürich, gibt es mit der NZZ und dem *Tages-Anzeiger* noch zwei grosse Medienmarken aus zwei Medienhäusern, die sich gedruckt wie online direkt bekämpfen.

Ein bisschen Konkurrenz gibt es zudem noch unter den Sonntagszeitungen. Wirklich marktwirtschaftlich geht es nur noch bei den Regionalradios zu, wo sich in fast allen grossen



Eine psychologische Frage.

Agglomerationen zwei oder drei Sender gegenüberstehen.

In diesem Klima ohne Konflikt und Konkurrenz braucht es natürlich einen bösen Wolf. Es braucht ein Feindbild, das die eingeschlafene Kampfeslust der Branche wieder weckt. Es braucht die SRG.

Nur, ist die SRG überhaupt ein Konkurrent der privaten Medien? Leser jedenfalls nimmt sie den Verlegern keine weg.

Wettbewerber ist sie allenfalls im Online-Geschäft. Dort ist das SRF-Portal die Nummer vier im Markt, hinter den Verleger-Sites von *20 Minuten* online und *Blick* online und fast gleichauf mit dem Newsnet.ch der Tamedia-Blätter. Allerdings ist sie kein kommerzieller Konkurrent, weil sie keine Werbung schalten darf.

Kein kommerzieller Konkurrent ist sie ebenso im Werbegeschäft. Sie nahm zwar letztes Jahr 243 Millionen für TV-Spots ein. Aber auch bei einem Werbeverbot für die SRG würden diese Gelder nicht in die kleinen und publikumsschwachen TV-Kanäle der Verleger fließen. Sie würden zu anderen Massen-Plattformen von RTL bis Google wechseln.

Das Ganze ist darum eine psychologische Frage. Die Verleger haben den Wettbewerb weitgehend eliminiert. Nun fehlt ihnen das Feuer des Kapitalismus. Dann muss man zumindest einen Götzen verbrennen.

# Blutsauger

Von Beatrice Schlag — Brangelina, das Ersatzproblem.

Jeder kennt Menschen, die sich über anderer Leute Leben hermachen wie Blutsauger. Über die Leben der Nachbarn, der angeblich besten Freundinnen und Freunde, Arbeitskollegen, Chefs oder Promis. Diese Leute tratschen nicht nur hin und wieder. Das tut jeder. Sie beschäftigen sich mit andern mehr als mit ihren Partnern. Die traurige Besessenheit gab es schon vor den Social Media. Die haben die Verlautbarungen der Blutsauger lediglich enthemmt und exponentiell vervielfacht. Tausende kommentieren Kim Kardashians Po oder Hillarys angebliche Lungenentzündung mit einer Leidenschaft, die ratlos macht. «Get a life», ist die ungeduldige amerikanische Antwort auf Blutsauger, «erlebe selber was». Der Satz kommt unweigerlich in den Sinn, seit Brangelinas Ehe zu Ende ist. Allein der *Tages-Anzeiger* berichtete auf Papier und online in den vier Tagen seit Bekanntmachung der Scheidungspläne am 20. September zehn Mal darüber, obwohl es ausser der Bestätigung durch Angelina Jolies Anwältin und Brad Pitts dürrem Kommentar dazu keinerlei Fakten gibt. Nur Berichte angeblicher und natürlich anonymen Insider, die stimmen oder nicht.



Wir haben keine Ahnung, was zwischen den beiden los oder nicht mehr los war. Wir werden gefüttert mit Studien, die unsere Besessenheit von Berühmtheiten untersucht haben und erkennen, dass es sich um ein neues psychologisches Syndrom handelt, das ein Viertel der Menschheit erfasst haben soll. Die wenigsten kommen zu so gelassenen und witzigen Ehe-Einsichten wie Kathy Lette über Brangelina in diesem Heft (Seite 60). Dafür wimmelt es von Medien-Peinlichkeiten. Die widerlichste ist das Ausspähen von Brads Ex-Frau Jennifer Aniston. Lächelt sie zufällig, wenn sie auf die Strasse tritt? Natürlich Beweis eines überwältigenden Triumphgefühls. Ihr Ex, der sie wegen Angie verliess, bekommt nun seinerseits den Schuh. Das Paar ist seit elf Jahren geschieden und sie längst mit einem andern zusammen. Leben ist kein Rachefeldzug, wenn man ein eigenes hat. Frank Sinatra heiratete noch zwei Mal, nachdem seine grosse Liebe Ava Gardner ihn verliess. Er lächelte weiterhin freigiebig. Die beiden blieben bis zu Ava Gardners Tod befreundet.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Frau im Restaurant vor dem Dessert mit dem Taschenmesser ein neues Loch in den Hosengurt bohren, weil dieser zu knapp geworden ist? Aline Bigler, Neerach

Nein, darf man nicht, weder vor noch nach dem Dessert. Mit dem Messer gestochene Löcher fransen innert kürzester Zeit aus, was ein trauriger Anblick ist. Es geht also nicht darum, dass es sich im Restaurant nicht ziemt. Dort sind Sie säbelnd eher ein erheiternder Anblick («Wow, die Frau opfert ihren Gürtel für eine Ladung Zucker!») Darum: Stecken Sie den Gürtel vor dem Dessert lieber in die Handtasche und gehen Sie danach beim Schuhmacher vorbei. Der hat einen Lederlocher.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Wer die achtzig erreicht, wird <innovativ> entfernt, am besten durch die <digitale Revolution>, die manches möglich macht.» *Martin Strauss*

### Die üblichen Verdächtigen

Nr. 38 – «Die unverschämte Generation»; Markus Schär und Anita Fetz über die Generation der Babyboomer

Unverschämt, wie uns SP-Frau Anita Fetz den Generationenkonflikt erklärt. Zuerst etwas Homestory – etwas Arbeitermilieu macht sich immer gut. Darauf ein Lob auf die AHV mit ihrem Umlage- bzw. Umverteilungs-Verfahren. Anschliessend etwas BVG-Bashing – macht sich auch gut. Dass inzwischen weniger als die Hälfte aller Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen bei einer Sammelstiftung einer Versicherungsgesellschaft versichert sind, wird elegant verschwiegen. Älter werden übrigens sowohl die AHV- als auch die BVG-Bezüger. Es folgt der Rundumschlag gegen die üblichen Verdächtigen: Ospel, Vasella, Ebner und natürlich Blocher! Zum Abschluss noch Realsatire zur Lösung des akuten Demografieproblems: Klar ist das «eine Herausforderung, [...] die aber mit etwas Innovation und Veränderungswillen [...] entschärfbar ist»! Genau! Wer die achtzig erreicht, wird «innovativ» entfernt, am besten durch die «digitale Revolution», die manches möglich macht. Die Roboter erledigen das emotionslos und klinisch sauber. Ich lache mich kaputt und melde mich schon mal bei Exit an.

*Martin Strauss, Ormalingen*

Für einmal muss ich Frau Fetz recht geben: Nicht unsere Generation, sondern das Schüren des Generationenkonflikts ist unverschämt und bringt uns nicht weiter. Im Verlauf meines Erwerbslebens so viele Beiträge auf dem AHV-Konto angehäuft zu haben, dass ich, ohne einen fremden Franken in Anspruch zu nehmen, getrost jenes Alter erreichen darf, welches der durchschnittlichen Lebenserwartung entspricht; sodann rund drei meiner besten Jahre Militärdienst geleistet zu haben, um zur Sicherheit und Unabhängigkeit der gegenwärtigen und künftigen Generationen beizutragen; und mit drei erwerbstätigen Kindern sowie sechs Enkeln ausreichend neue AHV-Beitragszahler zu hinterlassen: Das gibt mir das gute Gefühl, nicht unverschämt zu sein.

*Felix Gerber, Wiesendangen*

### Im Reich der Fabeln

Nr. 38 – «Fellers Privatfehde»; Hubert Mooser über den Kampf von Olivier Feller (FDP)

Im Zusammenhang mit den Problemen um den AHV-Fonds wurde die Gelegenheit genutzt, um meine weit zurückliegende berufliche Tätigkeit kritisch zu würdigen. Dies aufgrund von inkompetenten Auskünften Dritter und ohne



«Realsatire zur Lösung des Demografieproblems.»

dass dabei die Redaktion der *Weltwoche* mit mir Kontakt aufgenommen hätte. Richtig sind folgende Fakten: Als Verwaltungsratsmitglied des AHV-Fonds wurde ich Ende der neunziger Jahre vom damaligen Präsidenten angefragt, ob ich künftig das Präsidium übernehmen würde. Ich habe jedoch als Direktor mit departementaler CEO-Funktion in einer grossen Genfer Privatbank dieses Angebot nicht annehmen können. Es ging bei diesem Präsidium um eine stark ehrenamtlich geprägte Aufgabe, die durch einen Kandidaten ausgeübt werden musste, der über die entsprechende Zeit verfügte. Viel früher, zu Beginn meiner AHV-Karriere, war ich vorerst Asset Manager beim AHV-Fonds und wurde dann Personal- und Organisationschef der 500 Mitarbeiter starken Zentralen Ausgleichsstelle (ZAS) in Genf. Etwas später machte ich den Schritt zum Geschäftsführer des AHV-Fonds – zu dieser Zeit der weitaus grösste schweizerische institutionelle Investor. Nach sieben Jahren AHV-Fonds habe ich mich tatsächlich einmal – und nicht zweimal – aufgrund der damaligen verwaltungsinternen Ausgangslage ohne Erfolg um die Chefposition der ZAS beworben. Diese Episode war für mich unbedeutend, da ich praktisch zeitgleich in die Privatwirtschaft übertrat, wo ich eine spannende 25-jährige Karriere im nationalen und internationalen Bank- und Finanzwesen absolvierte. Meine verschiedenen Exekutiv- und Milizfunktionen für die AHV waren eine wirklich gute Erfahrung. Irgendwelche herbeigezauberten Rachekonstellationen wegen allfälliger Karrierehürden gehören ins Reich der Fabeln. *Kurt Feller, Genolier*



## Vergebung und Ablass

Nr. 38 – «Unbefleckte Empfängnis»;  
Hubert Mooser über Christophe Darbellay

Wenn der ehemalige CVP-Präsident künftig in der Öffentlichkeit auftritt, wird es ratsam sein, ihn zuerst zu fragen, ob er jetzt als Erzengel Gabriel oder Christophe Darbellay unterwegs sei. Im ersten Fall sollten sich alle Jungfrauen in Acht nehmen – Stichwort «Kind Gottes». Das dürfte für die Schnitzelbänke an der kommenden Basler Fasnacht ein gefundenes Fressen sein. Für Spott und Häme braucht die grösste Ämtlichacher- und Vetterliwirtschaftspartei der Schweiz (Leuthard ernennt Schwaller zum obersten Postchef!) wahrlich nicht mehr zu sorgen. *Urs Risch, Glattfelden*

## Demontage des Göttlichen

Nr. 38 – «Als das Leben schwierig wurde»;  
Carel van Schaik und Kai Michel über  
die Bibel als Tagebuch der Menschheit

Die Verfasser kommen atheistisch, rigoros, absolutistisch daher – sie haben also ihren eigenen Schöpfer und den des Himmels, der Erde und allen Lebens aus seiner Schöpfung komplimentiert und das Wort, welches als von Gottes Geist ausgehendes verstanden werden soll, als blosses Menschenwort «entlarvt». Die Demontage des Göttlichen scheint ihnen gelungen. Sie «wis-

sen», dass kein göttlicher Geist existiert, und verneinen ihn absolut. Doch ist bezüglich der wichtigsten Frage, der Frage nach Gott, ewigem Leben und göttlichem Wort, auf Atheisten Verlass? Punkto Glaubwürdigkeit dürfte man wenigstens den Apostel Paulus zu Rate ziehen, ihn, der ehemals als Saulus die christlichen Gemeinden verfolgt hatte: «Darum danken auch wir ohne Unterlass Gott, dass ihr, da ihr empfangt von uns das Wort göttlicher Predigt, es aufnimmt nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, welcher auch wirkt in euch, die ihr glaubet» (1. Thessalonicher 2,13). Die Autoren halten dagegen: «Die Bibel ist nicht das Wort Gottes.» Oberflächlichkeit und salopp daherkommende Falsch-aussagen sind nicht geeignet, Vertrauen zu bil-

den. Zum Beispiel, wenn die beiden Autoren Folgendes dilettantisch behaupten: «Und so taucht im Buch Daniel, einem der spätesten Bücher der hebräischen Bibel, erstmals das Jenseits als Ort auf, an dem sich die göttliche Gerechtigkeit erfüllen wird.» Dies wird vom Propheten Jesaja (und nicht bloss von ihm) rund hundert Jahre früher wie folgt widerlegt: «Aber deine Toten werden leben, meine Leichname werden auferstehen. Wachtet auf und rühmet, die ihr liegt unter der Erde!» (Jesaja 26,19)

*Heinz Oswald, Gräslikon*

Sicher ein gescheiter Artikel. Doch wieso nicht beides annehmen: dass die Bibel das Wort Gottes *und* das Tagebuch der Menschheit ist?

*Daniele Schibler, Porto Ronco*

## Urteilspublikation zugunsten von Rudolf Matthias Elmer

Der Kläger Rudolf Matthias Elmer und die Beklagten Alexander Baur, Roger Jürg Köppel und Weltwoche Verlags AG haben vor dem Bezirksgericht Zürich einen Zivilprozess betreffend Persönlichkeitsverletzung geführt. Dabei waren unter anderem die in der *Weltwoche* vom 27. Januar 2011 und vom 12. Januar 2012 in den Artikeln «Ein schlechter Informant» und «Ehren-

hafte Verräter» zitierten Äusserungen des Autors Alexander Baur zu beurteilen, wonach der Kläger jahrelang ehemalige Kollegen und Vorgesetzte mit anonymen Morddrohungen und Beschimpfungen drangsaliert habe sowie ein Dieb und Erpresser sei. Das Bezirksgericht Zürich beurteilt diese Äusserungen als widerrechtliche Verletzung der Persönlichkeit des Klägers.



Diesen Sommer und Herbst fahren Sie für je nur 10 Franken auf 35 der schönsten Berge der Schweiz. Vorausgesetzt, Sie sind UBS-Kunde. Wie einfach Sie das werden und alles Weitere zur UBS-Bergaktion erfahren Sie in jeder UBS-Geschäftsstelle oder auf [ubs.com/bergaktion](http://ubs.com/bergaktion)

UBS – Partner von  
Schweiz Tourismus



# Sozialhilfe für den Terroristenfreund

Seit wenigen Wochen ist der verurteilte Terroristenhelfer Wesam A. wieder auf freiem Fuss. Seine Aktivitäten zugunsten des Islamischen Staats (IS) konnte er auch deshalb entfalten, weil ihm die öffentliche Hand den Rücken frei hielt. *Von Kurt Pelda und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)*

Der Tag, an dem Wesam A. verhaftet wird, hätte eigentlich ein guter Tag werden können. Auf dem UBS-Konto des irakischen Asylanten herrscht gerade Ebbe, doch dann trifft – früher als in anderen Monaten – die Rettung ein. Dem Konto werden 3270 Franken und 5 Rappen gutgeschrieben. Absender: Stadt Baden, Soziale Dienste. Es ist die monatliche Zahlung des Sozialamts für die «Unterstützungseinheit», bestehend aus Wesam A. und seiner irakischen Frau.

Am Vortag ist der 29-Jährige von seinem Schwager am Flughafen Zürich abgeholt worden. Wesam A. kommt gerade von einer Reise in die Türkei zurück. Nur wenige Stunden später fährt er nach Beringen im Kanton Schaffhausen. Dort lebt ein alter Freund aus dem Irak, Osamah M., in einer vom Sozialamt Schaffhausen bezahlten Mietwohnung. Osamah M. ist nach einer Kriegsverletzung gehbehindert und benützt einen Rollstuhl. Mit von der Partie ist ein dritter Iraker, Mohammed O., der sich in den späteren Ermittlungen ebenso wie Osamah M. als Schläfer des Islamischen Staats (IS) entpuppt, wobei der Rollstuhlfahrer der Rädelführer der Terrorzelle ist. Die drei Männer kennen sich seit ihrer Jugend im Irak. Sie wohnten im selben Quartier.

Als das Trio am Abend die Wohnung verlässt, schlägt die Polizei zu. Wesam A. und Osamah M. werden sofort in Untersuchungshaft gesetzt und nach Bern gebracht. Der dritte Mann im Bunde, Mohammed O., wird erst später verhaftet. Der Vorwurf an das Trio: unter anderem Vorbereitung eines Terroranschlags und Beteiligung beziehungsweise Unterstützung einer kriminellen Organisation. Wir schreiben den 21. März 2014.

## Zelle 309A

Gleichentags durchsucht die Bundeskriminalpolizei (BKP) Wesam A.s Wohnung im aargauischen Städtchen Baden. Dort lebt der Mann zusammen mit seiner hochschwangeren Ehefrau in einer Dreieinhalbzimmerwohnung. Die BKP sucht verzweifelt nach einem USB-Stick, einem Datenträger, den Wesam A. am Vortag aus der Türkei mitgebracht haben soll. Einem Hinweis des Nachrichtendienstes folgend, vermuten die Polizisten Informationen zum geplanten Ter-

roranschlag auf dem Speicherstick, denn in einem Gespräch mit einem IS-Anführer hatte Osamah M. eine Woche zuvor gebeten, «alle Details zu den Materialien und dem Umbau von Geräten» auf dem Datenträger zu speichern und diesen von Wesam A. in die Schweiz bringen zu lassen.

Die Behörden glauben, dass es dabei um Baupläne für eine Bombe geht. Es finden sich dann zwar etliche Speichersticks, zum Beispiel in Wesam A.s schwarzer Lederjacke, doch wird darauf nichts Belastendes gefunden. Die Polizisten filzen zudem sein Auto, einen metallgrauen Dodge Caliber, aber auch dort: Fehlanzeige. Offenbar entgeht den Beamten, dass der umtriebige Iraker noch mindestens drei weitere Fahrzeuge besitzt, einen VW Golf, einen Lieferwagen vom Typ Citroën Berlingo und einen Hyundai Lantra.

Zwei Jahre später verurteilt das Bundesstrafgericht in Bellinzona Wesam A. wegen Schlepperaktivitäten und Unterstützung einer kriminellen Organisation. Gemeint sind damit der IS und dessen Vorläuferorganisationen. Wesam A. erhält dreieinhalb Jahre Gefängnis. Das Urteil ist inzwischen rechtskräftig. Osamah M. und Mohammed O. werden wegen Beteiligung an einer kriminellen Organisation zu einer Haftstrafe von je vier Jahren und acht Monaten verurteilt. Wegen guter Führung wird Wesam A. allerdings schon im Juli 2016 aus dem Gefängnis entlassen. Weil ihn das Bundesamt für Polizei (Fedpol) für gefährlich hält, steckt man ihn im Anschluss aber sofort in Ausschaffungshaft. Nun schmort Wesam A. in Zelle 309A des Flughafengefängnisses Zürich. Am 2. August darf ihn seine Ehefrau besuchen. Wesam A. wehrt sich juristisch gegen die Haft und die drohende Abschiebung. Im September entscheidet das Bundesgericht zu seinen Gunsten: Die Ausschaffungshaft ist widerrechtlich. Der verurteilte IS-Helfer muss freigelassen werden.

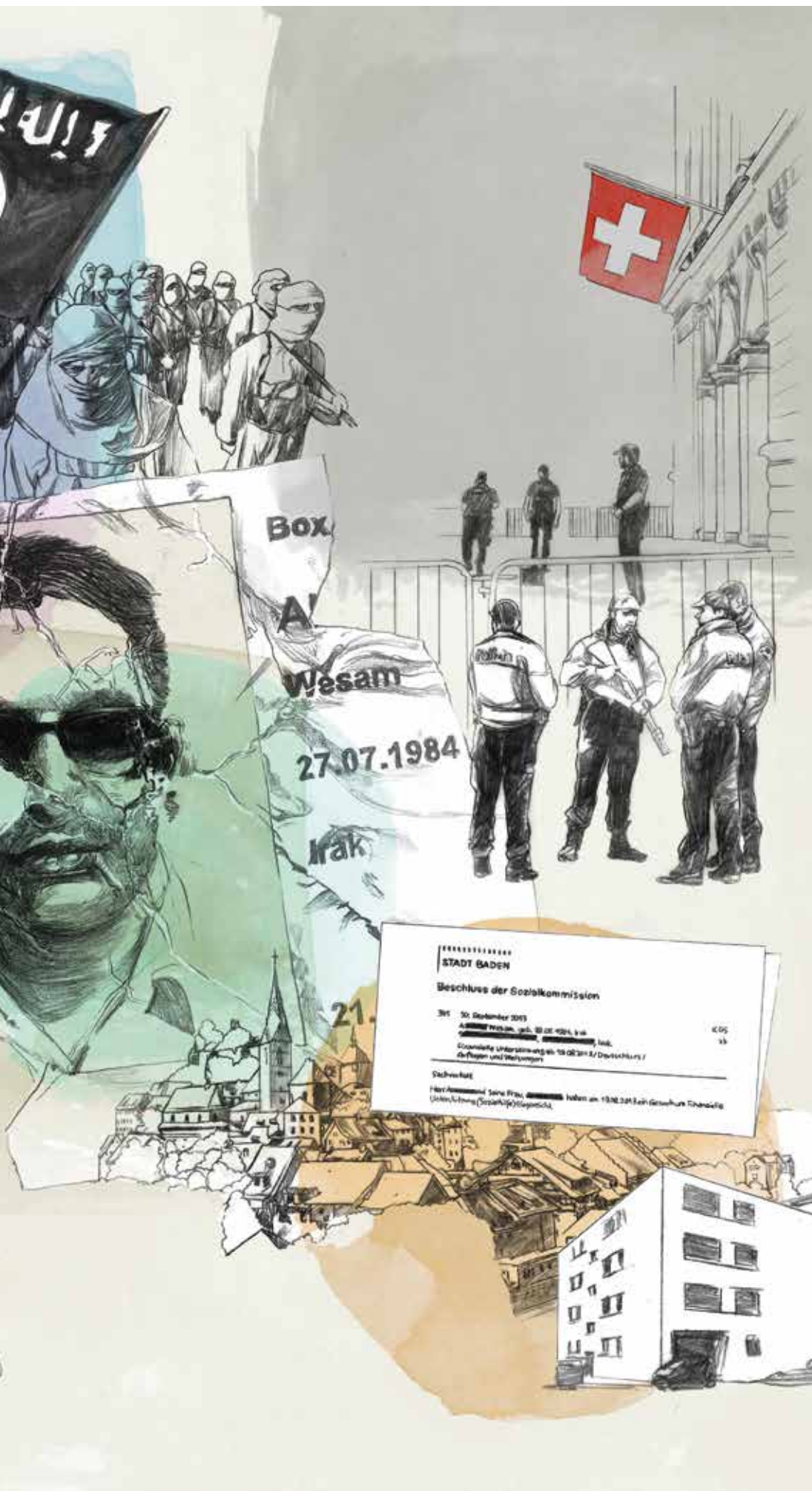
## Namen geändert

In der Folge hat die *Weltwoche* versucht, den Iraker in Baden zu besuchen. Angetroffen hat sie dabei aber nur dessen Bruder Amer, der versprach, Wesam A. vom Besuch zu erzählen und ihm eine Visitenkarte weiterzugeben. Der Ex-Häftling verzichtet aber auf einen



Verbindungen zum Terrorismus: Das Schweizer





Leben des Asylanten Wesam A.

Rückruf. Wie Wesam A. den Sozialstaat um die Finger wickelte, können wir deshalb nicht mit seinen eigenen Worten erzählen, sondern nur anhand von Akten der verschiedensten Behörden.

Laut dem Staatssekretariat für Migration (SEM), dem damaligen Bundesamt für Migration, trifft Wesam A. zusammen mit seiner Freundin am 28. Dezember 2004 in der Schweiz ein und beantragt Asyl. Die Behörden vermerken den 27. Juli 1984 als sein Geburtsdatum, doch Wesam A. wird das Datum eben-

## Die Hälfte des Kredits zahlt er in Raten zurück. Auf den Rest des Geldes wartet die Bank heute noch.

so wie seine Beinamen später auf dem Gerichtsweg ändern lassen. Zuerst kommt er in einem Durchgangsheim für Flüchtlinge in Winterthur unter. Über sein Vorleben im Irak weiss man wenig. Laut seinen eigenen Angaben verbrachte Wesam A. die Schulzeit in der nordirakischen Stadt Kirkuk. Ausserdem arbeitete er angeblich als Metallbauer in einer Firma in Kirkuk, die seinem Bruder gehört. Nach der amerikanischen Invasion von 2003 kämpfte er bei den Fedajin-Milizen, paramilitärischen Einheiten von Saddam Hussein. Kurz vor der Flucht in die Schweiz besucht er in Kirkuk noch eine Fachschule für Lüftungstechnik.

### Fristlose Kündigung

Noch während sein Asylverfahren läuft und Wesam A. Sozialhilfe bezieht, hilft er für kurze Zeit als Umzugsmitarbeiter in einem Winterthurer Brockenhaus aus. Später beginnt er eine Lehre als Gebäudetechnik-Praktiker bei einer Firma in Zürich. 2010 fällt er durch die Abschlussprüfung, und das Unternehmen kündigt ihm fristlos, weil er zwei Wochen lang unentschuldigt von der Arbeit ferngeblieben sei. Ein ehemaliger Freund aus Wesam A.s ersten Jahren in der Schweiz erzählt, der Iraker sei ein guter Schauspieler, und es gelinge ihm immer wieder, die Behörden an der Nase herumzuführen. Er nehme es mit der Wahrheit nicht immer genau. Während er Sozialhilfe beziehe, kutschiere er mit den verschiedensten Autos umher, darunter auch einem schwarzen BMW.

Wesam A. ist inzwischen in die Zürcher Vorortgemeinde Schlieren umgezogen. Wenige Monate nach dem abrupten Ende seiner Lehre findet er eine Arbeit als Auslieferchauffeur bei Coop at home. Es ist dies die Zeit, in der Wesam A. gerade keine Sozialhilfe bezieht und sein Geld selbst verdient. Er kann eine Zeitlang sogar die Alimente für seine Tochter in Winterthur bezahlen. Die Gelegenheit ist deshalb günstig, und der Iraker beantragt einen Privatkredit bei der Migros-Bank. Tatsächlich

# Radikalisierung in Winterthur

**Zwischen Wesam A. und der Winterthurer An-Nur-Moschee gibt es klare Verbindungen. Kontakte bestanden nicht nur zum Imam, sondern auch zum ehemaligen Präsidenten des Moscheevereins.**

Als Wesam A. Ende 2004 mit seiner um sieben Jahre älteren kurdisch-türkischen Partnerin in die Schweiz gelangt, lässt sich das Asylantenpaar schon bald in Winterthur nieder und lebt von der Sozialhilfe. 2006 kommt die gemeinsame Tochter zur Welt. Bald bricht die Partnerschaft auseinander. Eine Person, die das Paar damals gut kannte, erzählt, dass Wesam A. häufig in die Moschee gegangen sei und mit dem heutigen Imam der berühmten An-Nur-Moschee, dem Libyer Atia E., befreundet war.

Bestätigt wird das auch durch einen Artikel in der *Sonntagszeitung*. Demnach verkehrt Wesam A. zwischen 2006 und 2008 in der Arrahma-Moschee, der Vorgängerin der heutigen An-Nur-Moschee im Hegi-Quartier. Offenbar radikalisiert sich Wesam A. dort im Gebetsraum an der Bleichestrasse. Der Imam: Atia E. Dieser besucht Wesam A. auch zu Hause. Dabei sehen sich die Männer laut *Sonntagszeitung* Videos von Selbstmordanschlägen und Enthauptungen an. Bereits 2007 habe Wesam A. das Weltbild eines Dschihad-Sympathisanten, heisst es im Artikel. In einem Interview mit dem Nachrichtenportal *Watson* wird Imam E. später zugeben, dass er bis zirka 2011 Kontakt mit Wesam A. gehabt habe, doch sei das alles lange vor dessen Radikalisierung gewesen.

Als Wesam noch mit seiner Partnerin zusammenwohnt, hat Atia E. eine Dépendance im Quartier Tössfeld, keine zweihundert Meter von Wesam A.s Wohnung entfernt. Im Jahr 2010 ist er dann sogar für kurze Zeit an derselben Adresse gemeldet, an der Wesam A. nach dem Auszug aus der Bleibe seiner Ex-Partnerin unterkommt. Gleich um die Ecke befindet sich die Praxis von Wesam A.s nordafrikanischem Hausarzt. Der Mann ist bekannt dafür, dass er seinen muslimischen «Geschwistern» grosszügig Arztzeugnisse ausstellt. Zufälligerweise handelt es sich bei dieser Person auch um den Arzt von Imam Atia E. und dessen Familie. Und zufälligerweise betet der Arzt zum Teil auch heute noch in der An-Nur-Moschee. Dort munkelt man, dass er dem Gotteshaus gelegentlich Finanzspritzen verabreiche. Selbst als Wesam A. schon längst in Baden lebt, legt er häufig die 48 Kilometer nach Winterthur zurück, um seinen Hausarzt aufzusuchen.

Die Arrahma-Moschee, Vorgängerin der An-Nur-Moschee, wird 2008 geschlossen.

Grund sind unbewilligte Aktivitäten wie ein Coiffeursalon oder ein Fitnessraum und eine Polizeirazzia, bei der die Kantonspolizei auf fünf Migranten stösst, die illegal in der Schweiz leben und sich im Gotteshaus versteckt halten. Bei ihnen wird auch gestohlener Schmuck gefunden. Die Verantwortlichen machen sich jetzt auf die Suche nach einem Ersatz für ihre Gebetsstätte und finden ein geeignetes Mietobjekt beim Bahnhof Hegi. Daraus wird die An-Nur-Moschee, die in letzter Zeit wegen dschihadistischer Aktivitäten arg ins Gerede gekommen ist. Wesam A. ist einer der Ersten, die das Projekt auch finanziell unterstützen: Am 19. Juli 2008 überweist er fünfzig Franken auf das Postkonto des Islamischen Vereins An-Nur. Es ist nicht ganz klar, ob es sich dabei um einen Mitgliederbeitrag oder um eine Spende handelt.

### Ohne Bewilligung

Wesam A. ist auch mit dem Präsidenten des An-Nur-Moschee-Vereins bekannt. Der tunesischstämmige Atef Sahnoun tritt zwar 2015 von seinem Amt zurück, doch fällt er zuvor als aalglatter Verteidiger des Gotteshauses auf, unter anderem in der Fernsehsendung «Schawinski». Bevor sich Sahnoun selbständig macht und eine dubiose Firma gründet, die unter anderem ohne entsprechende Bewilligung – also illegal – Kreditgeschäfte vermittelt, ist der umtriebige Geschäftsmann bei der Winterthurer Generalagentur der Zurich-Versicherung beschäftigt. Dort verkauft er Wesam A. Motorfahrzeugpolice, wie aus Unternehmensakten hervorgeht. Ende 2012 legt Sahnoun dem Iraker nahe, dem Automobil-Club der Schweiz (ACS) beizutreten, weil er dann fünf Prozent Rabatt bei der Zurich-Versicherung erhalte.

Eine weitere Verbindung zwischen dem Umfeld der An-Nur-Moschee und der IS-Terrorzelle rund um Osamah M. und Wesam A. wurde durch den *Tages-Anzeiger* publik. Laut diesem hatte der inzwischen beim IS umgekommene ehemalige Thibox-Weltmeister Valdet Gashi, der in Winterthur ein muslimisches Kampfsportzentrum leitete, im März 2014 Kontakt mit dem Chef der IS-Zelle in Schaffhausen, Osamah M. Angeblich ging es dabei um einen Arabischkurs für Gashi. *Kurt Pelda*

erhält er 20 000 Franken zu 5,9 Prozent Zins. Rund die Hälfte des Kredits zahlt Wesam A. in Raten zurück, doch auf den Rest wartet das Finanzinstitut noch heute.

Nach einer Handverletzung beginnen Wesam A.s Probleme bei seinem Arbeitgeber Coop. Allein in den letzten sechs Monaten seiner Anstellung schreibt ihn sein Winterthurer Hausarzt (siehe Textkasten nebenan) insgesamt neun Mal arbeitsunfähig, und zwar zu hundert Prozent. Weil Wesam A. kaum noch zur Arbeit erscheint, kündigt ihm Coop. Seit Oktober 2012 ist er deshalb offiziell arbeitslos. Allein bis zum September 2013 zahlt die Unia-Arbeitslosenkasse Wesam A. mehr als 28 000 Franken aus. Danach wird der Iraker von der Sozialhilfe abhängig.

### Arbeitssuche am Flughafen

Im Spätsommer 2013 interessiert sich Wesam A. zunehmend für Stellen im Sicherheitsbereich. Er bewirbt sich bei verschiedenen Sicherheitsfirmen und richtet sein besonderes Augenmerk auf eine Anstellung am Flughafen Zürich. So sucht und findet er im Internet die Kontaktdaten einer Firma, die Arbeitsplätze am Flughafen vermittelt. Ausserdem lädt er sich im selben Zeitraum Informationen über die Sicherheitskontrollen am Flughafen herunter. Doch keine seiner Bewerbungen hat Erfolg.

Bereits 2010 will Wesam A. seine künftige Frau während seiner «Ferien» in Syrien kennengelernt haben. Im März 2011, dem Beginn der syrischen Revolution, reist Wesam A. erneut nach Syrien. Später erklärt er dem Amt für Migration und Integration in Aarau, dass er seine Frau damals durch einen Bevollmächtigten geheiratet habe. «Es hat ein kleines Hochzeitsfest im März 2011 in Syrien stattgefunden (Bilder beiliegend).» Der Behörde fällt nicht auf, dass die Geschichte keinen Sinn er-

---

**Bei Coop erscheint er kaum mehr zur Arbeit. Seit Oktober 2012 ist er offiziell arbeitslos.**

---

gibt: Warum mittels eines Bevollmächtigten heiraten, wenn Wesam A. doch gleichzeitig etwa vier Wochen mit seiner künftigen Frau verbrachte? Trotzdem verfügt das Amt im März 2013, dass der irakischen Ehefrau ein Einreisevisum zu erteilen sei. Dabei ist offensichtlich, dass der Mann sich und seine Frau nicht aus eigener Kraft ernähren kann. Keine sechs Wochen später pfändet das Betreibungsamt Wesam A. nämlich, weil er die Alimente für seine Tochter in Winterthur nicht mehr bezahlt. Die Vollzugsbeamtin stellt dabei fest: «Der Schuldner besitzt kein pfändbares Vermögen.» Der rote BMW, den Wesam A. zu dieser Zeit gerade fährt, und ein grauer Honda Civic seien wertlos. Allerdings wird Wesam A. den BMW später für 3500 Franken verkaufen. Das wäre immer-



hin mehr als ein Drittel der zu pfändenden Summe gewesen.

Die 23-jährige Ehefrau zieht am 8. Juli 2013 bei Wesam A. ein. Ein paar Wochen später beantragt das Ehepaar Sozialhilfe. Kurz darauf eröffnet Wesam A. ein Facebook-Konto, über das er Propaganda für den IS verbreitet. Doch davon weiss die Badener Sozialkommission noch nichts. Sie klärt die Situation in der Wohnung des Ehepaars ab und befindet, dass die Mietkosten von rund 1400 Franken zu teuer seien, verglichen mit ihren Mietzinsrichtlinien, die für einen vergleichbaren Fall höchstens 1100 Franken pro Monat zulassen. Das Ehepaar wird aufgefordert, sofort eine günstigere Bleibe zu suchen, ansonsten würde die Sozialhilfe gekürzt. Doch Wesam A. und seine Frau leben noch heute in derselben Wohnung, und ihre Sozialhilfe wurde nicht gekürzt, sondern erhöht. Ausserdem will die Sozialkommission, dass Wesam A. das Kontrollschild seines roten BMWs abgibt, ansonsten würden ihm pro Monat 250 Franken für die Betriebskosten abgezogen. Das Amt weiss offenbar nicht, dass Wesam A. meistens mehrere Autos gleichzeitig besitzt. Wie verlangt, gibt der Asylant das betreffende Nummernschild dann auch tatsächlich ab. Kurz darauf schliesst er aber gleich eine neue Motorfahrzeugversicherung für zwei weitere Autos ab, die er mit einer Wechselnummer versichert. Das Sozialamt ist ahnungslos.

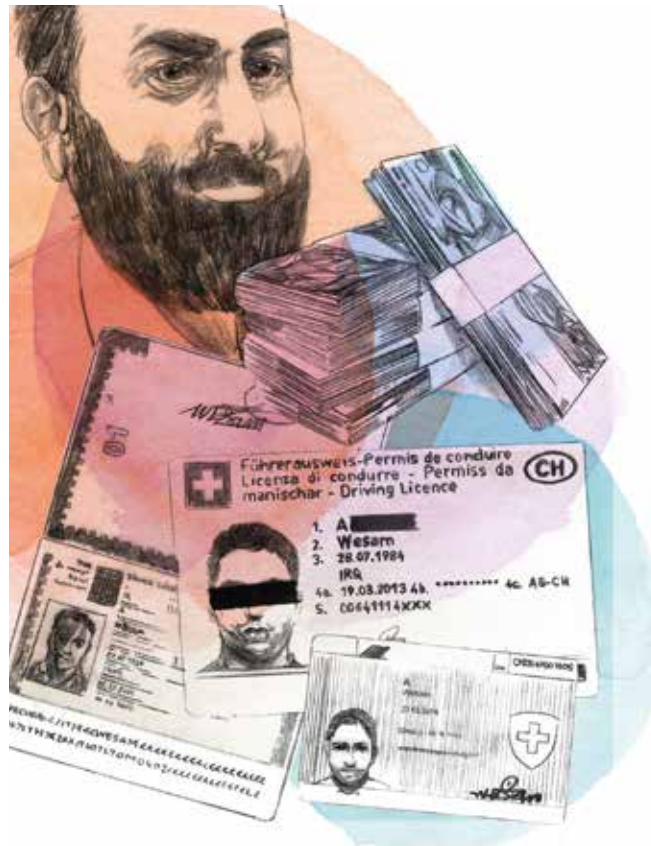
#### Vier Autos

Zu Beginn beträgt die finanzielle Unterstützung Fr. 3738.80 pro Monat, wobei die Arbeitslosenkasse ihre Beiträge direkt ans Sozialamt überweist. Kurz nach seiner Verhaftung sind auf Wesam A.s Namen insgesamt vier Autos im Neuwert von mehr als 90 000 Franken registriert, wie aus Policen der Allianz-Versicherung hervorgeht. Bis heute hat die Familie schätzungsweise mehr als 140 000 Franken Sozialhilfe bezogen, obwohl Wesam A. als Schlepper arbeitete.

Zwar gaukelt der Asylant den Behörden vor, er müsse bei einer Rückkehr in den Irak mit dem Tod rechnen, doch Wesam A. fliegt trotzdem in sein Geburtsland zurück – für die Schleusung einer Verwandten nach Basel. Damit das nicht allzu sehr auffällt, fährt er zuerst nach Stuttgart und fliegt von dort über Istanbul in den Irak. Mit der Schweizer Justiz hat der Schlepper nur zweimal zu tun: Einmal erhält er einen Strafbefehl, weil er im Auto mit einer Felswand kollidiert, und einmal, weil er einen verbotenen Schlagring besitzt. Im zweiten Fall gibt die zuständige Staatsanwältin ihrer Hoffnung Ausdruck, dass Wesam A. aus der Verurteilung die nötigen Lehren ziehen und künftig keine Straftaten mehr be-

gehen werde. Die Strafe beträgt 1600 Franken bedingt auf zwei Jahre und 300 Franken Busse.

Für Wesam A. ist Italien das bevorzugte Land, um seine IS-Kumpane illegal nach Europa zu bringen. So holt er zum Beispiel den ebenfalls vom Bundesstrafgericht verurteil-



Freundschaft mit Imam Atia E.

ten IS-Mann Mohammed O. in Mailand ab und bringt ihn mit seinem Auto in die Schweiz. Im Dezember 2013 ist Wesam A. wieder einmal auf Achse in der Lombardei, als es zu einer Auffahrkollision kommt, an der er keine Schuld trägt. Fünf Stunden später lässt sich der Iraker im Kantonsspital Bellinzona behandeln. Die Ärzte diagnostizieren ein leichtes Schädel-Hirn-Trauma. Auf der sogenannten Glasgow-Koma-Skala erreicht Wesam A. fünfzehn Punkte, das heisst den bestmöglichen Wert. Im Volksmund nennt man so etwas eine Hirnerschütterung. Trotzdem stellt ihm sein Winterthurer Hausarzt Zeugnisse aus, die Wesam A. für zwei Monate Arbeitsunfähigkeit attestieren. Als er wieder arbeiten dürfte, unterzieht sich der Asylant einer Schulteroperation an der Zürcher Uniklinik Balgrist. Daraufhin wird er erneut für fast sieben Wochen krankgeschrieben.

#### Gefälschte Papiere

Trotzdem fährt Wesam A. noch am Tag seiner Entlassung aus dem Spital mit dem Auto eines Bekannten nach Dietikon, wo er mitten in der Nacht eine Parkbusse erhält. Ausserdem ist er auf Facebook aktiv. Auch sonst ist

Wesam A. in den Wochen vor seiner Verhaftung äusserst arbeitsam – obwohl er offiziell gar nicht arbeiten kann. Mindestens zwei Mal reist er nach Como und Mailand, um einen ägyptischen Schlepper zu treffen, der gefälschte Papiere besorgen kann. Für einen IS-Mann, der illegal nach Österreich reisen möchte, lässt Wesam A. zum Beispiel eine belgische Identitätskarte anfertigen. Dafür verrechnet er 4500 Euro. Ausserdem erhält er 1900 Euro für die Schleusung eines weiteren IS-Terroristen nach Finnland.

Inzwischen hat man dem arbeitsunfähigen Asylanten Wassergymnastik in der Reha-Clinic Baden verschrieben. Aber Wesam A. hat andere Pläne. Statt zur Wassergymnastik reist er im Auftrag von Osamah M. in die Türkei, um dort in der Hafenstadt Mersin unter anderem den IS-Kader Abu Fatima zu treffen. Kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz wird Wesam A. dann verhaftet. Doch selbst im Gefängnis hilft ihm noch ein Zeugnis seines Winterthurer Allgemeinarztes. Dieser attestiert ihm unter anderem posttraumatische Belastungsstörungen nach dem Krieg im Irak, Depressionsentwicklung und Anpassungsstörung, eine labile Persönlichkeit, schwierige psychosoziale Verhältnisse, somatische Beschwerden und verschiedene Schmerzsyndrome. Das Arztzeugnis scheint zu helfen, dem IS-Helfer zumindest eine Zeitlang die vergleichsweise harte Untersuchungshaft zu ersparen: Es dauert nämlich nicht lange, bis Wesam A.

in die forensisch-psychiatrische Station Etoine der Universität Bern verlegt wird. Dort bleibt er ungefähr zwei Monate.

#### «Gegen Angriffe auf die Menschlichkeit»

Blauäugig hat die Sozialhilfe Wesam A.s Leben finanziert. Damit leistete er sich zahlreiche Autos, die Schlepperreisen in die Türkei und nach Italien sowie seine Aktivitäten zugunsten des IS. Noch Anfang 2016 schreibt die Präsidentin der Badener Sozialkommission, die SP-Stadträtin Regula Dell'Anno-Doppler, dass das weitere Vorgehen vom Gerichtsurteil gegen Wesam A. abhängt. Weil die Möglichkeit bestehe, dass die Familie die Schweiz verlassen müsse, könnten keine weiteren Integrationsmassnahmen für Wesam A.s Frau und Tochter finanziert werden. Obwohl er zu dieser Zeit noch im Gefängnis sitzt, gewährt die SP-Politikerin monatlich Sozialhilfe von Fr. 4097.30. Getreu ihrem Motto, mit dem die Stadträtin im Oktober den Sprung in den Grosse Rat des Kantons Aargau zu schaffen hofft: «Ich möchte mich wo immer möglich gegen die Abschottung und gegen Angriffe auf die Menschlichkeit und die sozialen Errungenschaften wehren.» ○

# Chor der Verfassungsbrecher

Die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative ist zu einer komischen Oper verkommen. Die Stimmen von FDP und SP klingen falsch und schräg.

Von Hubert Mooser

Es gibt Geschichten, die dürften nicht passieren, und trotzdem passieren sie. Vor gut einer Woche hat eine Mehrheit des Nationalrats, angeführt von FDP und SP, die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) versenkt. Von den Forderungen, wie sie im neuen Zuwanderungsartikel der Bundesverfassung stehen, wurde keine einzige verwirklicht.

Eine derartige Verletzung des Grundgesetzes und des Volkswillens unter Führung der einst staatstragenden FDP hat es bisher in der Schweiz noch nicht gegeben.

Ständeräte aus allen Lagern kündigen jetzt an, man wolle das Gesetz nachbessern, also im Sinne der Initianten verschärfen. Die Gleichen betonen aber umgehend, man müsse beliebige Einwanderungsströme tolerieren, um die bilateralen Verträge zu retten. In der Opera buffa «Umsetzung MEI» läuft der letzte Akt, und die Arien im Ständerat klingen wie jene im Nationalrat schräg und falsch.

Das Libretto für die Kleine Kammer hat Bundespräsident Johann Schneider-Ammann (FDP), ob gewollt oder ungewollt, bereits angepasst. Brav rapportierte der Magistrat bei seinem Treffen mit EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker am 19. September in Zürich, die Schweiz werde die MEI in kompletter Übereinstimmung mit der Personenfreizügigkeit umsetzen. Damit nahm Schneider-Ammann vorweg, dass der Ständerat in etwa das gleiche Stück spielen wird wie derzeit der Nationalrat. Schneider-Ammann kann auch im Ständerat mit dem Chor der Verfassungsbrecher aus SP, FDP, CVP, BDP, Grünen und GLP rechnen, der im Zweifelsfall das Hohelied auf Brüssel anstimmt – auch wenn die Akteure zurzeit noch andere Töne in die Mikrofone flöten.

## Ständeräte kündigen Verschärfungen an

Zum Beispiel der frühere Stadtpräsident von Biel, SP-Ständerat Hans Stöckli. Als die Staatspolitische Kommission des Nationalrates (SPK) fast handstreichartig den MEI-Skandal aufgleiste, meldete sich Stöckli sofort zu Wort. Er kündigte eine Nachbesserung an. Was er darunter verstand, konnte er gegenüber der *Weltwoche* dann aber nicht artikulieren. Es gebe viele Möglichkeiten und Optionen, sagte er. Nicht einmal Stöcklis eigene Leute glauben aber seinen vollmundigen Ankündigungen.

Als sein Parteikollege Cédric Wermuth, einer der eifrigsten MEI-Gegner, während der Nationalratsdebatte gefragt wurde, ob er wisse, dass Parteikollege Stöckli eine Verschärfung verlan-

ge, meinte der Aargauer Sozialdemokrat unbeeindruckt: «Wir werden dann sehen, was der Ständerat entscheiden wird.» Stöckli wird fast sicher im Chor mitsingen. Er gehört dem Club *Helvétique* an, einer etwas esoterischen Plauderrunde, die sich die Pflege des eidgenössischen Staatsgedankens zum Ziel gesetzt hat. Prominente Mitglieder verstehen darunter, dass man Volksentscheide auch nach Bedarf zurechtbiegen darf.

Keine 24 Stunden nach dem Entscheid des Nationalrates liess sich auch der frühere



*Mutigen Antrag:* Hans-Peter Portmann.



*Politische Pirouetten:* Philipp Müller.

FDP-Präsident Philipp Müller verlauten. Der «Zappelphilipp», wie ihn mitunter Parlamentarier wegen seiner Wankelmütigkeit nennen, betonte, der Ständerat müsse «nachbessern». Wieder eine Müller-Wende. Dem Vernehmen nach war er es gewesen, der die FDP in die empfangsbereiten Arme der EU-begeisterten Linken um Parteichef Christian Levrat gesteuert hatte.

Müller ist getrieben vom Hass auf die SVP und nimmt dafür sogar einen Verfassungsbruch in Kauf. Die Medien zelebrieren seine politischen Pirouetten fast schon wie göttliche Offenbarungen. Er predigte nach Annahme der MEI die wortgetreue Umsetzung der Zuwanderungsinitiative. Dann verkündete er, die Umsetzung der MEI mit Kontingenten werde zu einem Massenansturm auf die



*Hohelied auf Brüssel:* Schneider-Ammann.



*Leere Ankündigungen:* Hans Stöckli.



*Unter Zwang:* Thierry Burkart.

Schweiz führen. Später verbreitete er auf allen Kanälen, die Schweiz werde im November 2016 noch einmal über Zuwanderung und bilaterale Verträge abstimmen. Im Dezember 2015 warb er dann wieder für eine Schutzklausel, die sicherstellen sollte, dass «die Zuwanderung nicht mehr im heutigen Masse weitergeht». In den letzten Wochen weibelte Müller wieder für einen zeitlich begrenzten Inländer-vorrang. Kurzum: Müller wechselt oft und gerne seinen Part.

## Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative

Nebst den offenkundigen Saboteuren gibt es auch Bedenkenträger wie den Appenzeller «Jungstar» der FDP, Ständerat Andrea Caroni. Er machte sich unbeliebt in seiner Fraktion, als er den Entscheid des Nationalrats kriti-



sierte. Caroni will aber die Umsetzung der MEI nicht unbedingt verschärfen, er plädiert für eine Verfassungsänderung, die den Volksentscheid vom 9. Februar 2014 mehr oder weniger rückgängig machen oder abschwächen soll. Ausserdem will er die Frist zur Umsetzung der MEI verlängern. «Fristgerecht» gehe das nicht. Der Appenzeller hat Verbündete: Bei der SP wirbt Rechtsprofessor Daniel Jositsch für diesen Weg.

Dann gibt es auch noch die Scheinheiligen. Unter diesen Typus fällt der Solothurner CVP-Ständerat Pirmin Bischof. Er will eine Verschärfung – wenigstens hat er das ein paar linken Nationalräten im vertrauten Gespräch angekündigt.

Arbeitgeber sollen begründen müssen, weshalb sie einen vorgeschlagenen Inländer ablehnen. Auch damit ist die MEI in keinsten Weise umgesetzt. Und bei Bischof weiss man nie, wie es am Ende wirklich herauskommt.



*Handstreichartig:* Kurt Fluri.



*Allein auf weiter Flur:* Gerhard Pfister.



*«Die Verfassung gilt»:* Simonetta Sommaruga.

Der Solothurner Ständerat ist ein begabter Schnellsprecher, der seine Meinung rasant der politischen Wetterlage anpasst. Bischof zeichnet sich dadurch aus, dass er zeitgleich den Edelmann und den Bösewicht geben kann. Ein Beispiel: Der CVP-Politiker sitzt im Verwal-

tungsrat des Kernkraftwerks Gösigen und befürwortet den Atomausstieg.

Für die Komposition zeichnet Justizministerin Simonetta Sommaruga verantwortlich. Nach der Abstimmung vom 9. Februar 2014 sagte sie noch: «Die Verfassung gilt.» Zweieinhalb Jahre bastelte sie an einer Umsetzungs-

## Eine derartige Verletzung des Volkswillens hat es in der Schweiz bisher noch nicht gegeben.

botschaft. Was sie dann vorlegte, hörte sich sonderbar an: ein untaugliches System zur Steuerung der Zuwanderung, das sie erst noch vom Goodwill der EU-Technokraten abhängig machte. Dafür hatte sie so viel Zeit benötigt, dass für eine seriöse Nachbesserung der Vorlage kaum mehr Zeit blieb, wie Kurt Fluri im Nationalrat einwendete.



*Im Windschatten:* Marianne Streiff.



*Bedenkenträger:* Andrea Caroni.

Fluri war es, der Sommarugas verpatzte Vorlage zusammen mit Linken wie Cédric Wermuth zu einer komischen Oper umkomponierte. Der politisch gelenkige Solothurner Freisinnige war wie sein Parteichef noch vor einigen Monaten der Meinung gewesen, man müsse die MEI nahe am Verfassungstext umsetzen. Er änderte dann aber handstreichartig während der letzten Sitzung der SPK des Nationalrats das Drehbuch. Und er leitete auch im Nationalrat den Chor der Verfassungsbrecher. Fluri war die ideale Besetzung für diese Rolle. Der Freisinnige neigte in der Vergangenheit wiederholt zu linken Positionen.

### Der Maulkorb der Freisinnigen

Im Nationalrat versuchte sich Fluri herauszu- reden, es sei bei der Beratung nicht klar gewe-

sen, ob man die Asylsuchenden und die Grenz- gänger einbeziehen müsse. Eine besonders dreiste falsche Aussage: Die MEI verlangte explizit den Einbezug der Asyl- und der Grenzgängerzahlen. Im Zweifelsfall müsse die Schweiz sich halt für die EU entscheiden, so lässt sich Fluris Meinung zusammenfassen.

Der staatsgläubige Solothurner wich in der Vergangenheit gerne von der offiziellen Parteilinie ab. Bei der Umsetzung der MEI hängten er und die Parteibosse um Präsidentin Petra Gössi und Fraktionschef Ignazio Cassis parteiinter- nen Kritikern wie dem Nationalrat Thierry Burkart einen Maulkorb um. Auf seiner Face- book-Seite beklagt sich der Aargauer: «Da die FDP diese Vorlage zu einem sogenannten stra- tegischen Geschäft erklärt hat, durfte keiner der Freisinnigen dagegen stimmen. Ich konnte mich nur der Stimme enthalten.» Einen sol- chen Zwang habe er in mehr als fünfzehn Jah- ren in politischen Ämtern noch nie erlebt.

Der Zürcher FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann stellte trotzdem selber einen muti- gen Antrag für eine Verschärfung. Er kam da- mit nicht durch. Bei einem ähnlichen Vorstoss von CVP-Parteichef Gerhard Pfister enthielt sich Portmann indes der Stimme.

### Laufbuben für Linke und Grüne

Pfister wollte das Umsetzungskonzept näher an den Verfassungstext rücken. Der Bundesrat sollte befristete Abhilfemassnahmen gegen die Zuwanderung beschliessen können für den Fall, dass man mit der EU keine Einigung er- zielte. Pfisters Problem bei seinem Auftritt: Ein Teil seiner Leute wollte nicht mitspielen. Die EVP-Nationalrätinnen Marianne Streiff (BE) und Maja Ingold (ZH), beide geniessen Gast- recht in der CVP-Fraktion, stimmten in den Chor mit der FDP und der Linken ein und votierten gegen den Vorschlag ihres Fraktions- kollegen Pfister. Der Waadtländer Claude Bégli enthielt sich der Stimme, ebenso der Genfer Guillaume Barazzone. Die Zürcher National- rätin Barbara Schmid-Federer fehlte just bei dieser Abstimmung. Der Antrag von Pfister kam wegen fünf Stimmen nicht durch. Ein Zu- fall, dass sich genau fünf Mitglieder der Frakti- on der Stimme enthielten, dagegen stimmten oder ausgerechnet dann auf die Toilette mar- schierten, als sie Farbe bekennen sollten?

In den Nebenrollen echauffierten sich dage- gen Trittbrettfahrer vom Schlage eines Martin Landolt, BDP-Präsident, oder GLP-Präsident Martin Bäumle gegen die MEI. Beide kämpften gegen einen Fall in die Bedeutungslosigkeit an. Sie nutzten die Debatte, um alte Rechnun- gen mit der SVP (Landolt) und CVP (Bäumle) zu begleichen. Bei Linken wie Cédric Wer- muth (SP) oder Balthasar Glättli (Grüne) ist es ohnehin klar: Sie wollen keine Umsetzung der Initiative, Verfassung hin oder her, und sie haben die Laufbuben für ihre Pläne bei der FDP gefunden. ○

# Mit Ächzen und Stöhnen

Oft taten sich die Regierenden schwer mit Volksinitiativen. Doch bis zum 21. September 2016 wurde der Volkswille einigermaßen respektiert.

Von Christoph Mörgeli

Die Schweiz kennt das Initiativrecht seit 1891. Inzwischen wurde hierzulande über 208 Volksinitiativen abgestimmt, wobei lediglich 22 – oder 10,6 Prozent – Gnade vor Volk und Ständen fanden. Der Liberale Alfred Escher hielt die Mitbestimmungsrechte des Volkes in Sachfragen für ebenso verfehlt wie das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes. Demgegenüber widersprach Gottfried Keller den Systematikern und Stilisten, die sich vor direkt-demokratischen Eingriffen fürchteten: «Uns scheinen jene Verfassungen am schönsten zu sein, in welchen, ohne Rücksicht auf Stil und Symmetrie, ein Konkretum, ein errungenes Recht neben dem andern liegt, wie die harten, glänzenden Körner im Granit, welche zugleich die klarste Geschichte ihrer selbst sind.»

## Emotionen ernst genommen

Lange fürchteten sich die Bürgerlichen, dass die Linken ihre Anliegen mit dem Initiativrecht allzu direkt in die Politik tragen könnten. Erst als sich die Katholisch-Konservativen mit der Idee der Volksinitiative angefreundet hatten, wurde dieses Instrument 1891 als weitere Vervollkommnung der direkten Demokratie in die Verfassung aufgenommen. Dabei spielten Emotionen des Zeitgeistes seit je mit: Das Schächtverbot von 1893 war nicht nur lauterer Ausfluss nobler Tierliebe, sondern vergiftet vom Geist des Antisemitismus. 1908 hatte das landesweite Absinthverbot Erfolg, weil zuvor ein berauschter Waadtländer seine schwangere Frau und zwei Töchter ermordet hatte. Der beliebte Konsum der «grünen Fee» konnte aber namentlich im Neuenburger Jura nie ganz verhindert werden.

Einem politischen Erdbeben glich die Einführung der Proporzwahl des Nationalrats von 1919, welche die Sozialdemokraten und die erstmals organisierten Bauern im Parlament enorm stärkte und die Alleinherrschaft des Freisinns brach. Das Spielbankenverbot von 1920 galt bis vor wenigen Jahren, und auch das Staatsvertragsreferendum von 1921 entfaltet bis heute eine heilsame Wirkung gegen den internationalistischen Aktivismus der *Classe politique*. Mit der «Rückkehr zur direkten Demokratie» beseitigte das Volk 1949 die Ansätze eines helvetischen Totalitarismus durch das Vollmachtenregime. Obwohl das Resultat

mit 50,7 Prozent Ja-Stimmen äusserst knapp ausfiel, wurde der Wille des Volkes murrend vollzogen. Auch die Einführung eines Preisüberwachers (1982) vollzog Bundesbern ohne Begeisterung; das Volk hatte zwar nicht recht, aber der Wille des Volkes galt.

Der Souverän stellte sich 1987 vor die Hochmoore und gegen den Waffenplatz Rothen-turm. Dieser Beschluss hätte eigentlich in ein Gesetz gehört – und bekam durch den Willen des Volkes dennoch Verfassungsrang. Das Moratorium für den Bau von Atomkraftwerken (1990) galt in Bundesbern fortan als sakro-



«Körner im Granit»: Stimmabgabe in Bottenwil AG, 1965.

sankt, genau wie der arbeitsfreie Bundesfeiertag (1993) oder der Uno-Beitritt (2002), für den allerdings innerhalb der Verwaltung Unterschriften gesammelt wurden, da ohne Mitwirkung der Beamten ein Debakel drohte.

Erst in neuerer Zeit tun sich Bundesrat und Parlament wegen der umstrittenen Stellung des internationalen Rechts zunehmend schwer mit erfolgreichen Volksinitiativen. Die Alpenschutzinitiative von 1994 war kein alleiniger Erfolg der Rot-Grünen; vielmehr spielten der Mythos Gotthard und die Ressentiments gegen Brüssel beim konservativen

Bevölkerungsteil eine massgebliche Rolle für das Ja. Die Umsetzung des Bahntransports von Grenze zu Grenze scheiterte am Einspruch von EU und Verkehrsminister Leuenberger, der aus Gründen der Nichtdiskriminierung auch von einem Bahnverlad über wenige Kilometer im Inland sprach. Darüber hatte das Volk aber ganz sicher nicht abgestimmt. Inzwischen hat die Schweiz immerhin die Neat realisiert und hält den Schwerverkehr mit Nachfolgegesetzen in Grenzen.

Bei der lebenslangen Verwahrung für nicht therapierbare, extrem gefährliche Sexual- und Gewaltstraftäter (2004) erreichte Justizminister Blocher eine von den Initiantinnen wie vom Völkerrecht getragene Lösung. FDP-Nationalrätin Christa Markwalder widersetzte sich dieser ebenso renitent wie heute ihr Parteifreund Kurt Fluri der Masseneinwanderungsinitiative. Das Bauverbot von Minaretten (2009) wurde durchgesetzt, weil es zwar der Europäischen Menschenrechtskonvention, nicht aber zwingendem Völkerrecht widerspricht. Der Anti-«Abzocker»-Initiative von Thomas Minder (2013) konnte das Parlament nichts Ebenbürtiges entgegensetzen; wegen dieser Vorlage hadern die Teppichetagen der Grossunternehmen und die Economiesuisse bis heute über die angebliche Flut «wirtschaftsfeindlicher» Initiativen.

## Nachteile für den Zusammenhalt

Bei der für die Berggebiete einschneidenden Zweitwohnungsinitiative fand SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz mit der Initiantin eine Lösung, die das Anliegen mit ganz geringen Ausnahmen durchsetzt. Die Ausschaffungsinitiative der SVP von 2010 blieb nur dank einer (allerdings gescheiterten) Durchsetzungsinitiative noch einigermaßen erkennbar. Bedenken des Völkerrechts nahmen nun bei der parlamentarischen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative erstmals dermassen überhand, dass nicht eine einzige verfassungsrechtliche Forderung übrig bleibt. Dabei schöpfen die Schweizerinnen und Schweizer ihre gemeinsame Identität hauptsächlich aus den direkt-demokratischen Volksrechten. Deshalb dürfte sich das pubertäre Verweigerungsverhalten des Parlaments für den Zusammenhalt des Landes noch bestürzend nachteilig auswirken. ○



# Geblendete Dunkelkammer

Von Peter Keller — Während der Nationalrat die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative verweigert, hat das Tessiner Stimmvolk einer kantonalen Initiative mit gleichem Inhalt zugestimmt.

Besser hätte man diesen Urnengang nicht programmieren können. Gleich am Sonntag nach der grossen Nationalratsdebatte zur Umsetzung der Masseneinwanderung stimmte die Tessiner Bevölkerung über eine Initiative der kantonalen SVP ab. «Prima i nostri» – zuerst die Unsrigen. Ihr Inhalt: ein strikter Inländer-vorrang oder eben ein wasserdichter Tessiner-vorrang. Wenn sich zwei Personen mit gleicher Qualifikation auf eine offene Stelle bewerben, soll die einheimische Person gegenüber jener ohne Wohnsitz in der Schweiz bevorzugt werden. Grenzgänger sollen weiterhin im Tessin eine Beschäftigung finden, allerdings nur in jenen Wirtschaftszweigen, in denen es einen «wirklichen Bedarf» gibt und keine «nstri» verdrängt werden.

Die Initiative der Kleinstpartei – die SVP stellt dort gerade einmal 3 der 180 Sitze im Grossrat – fand eine deutliche Mehrheit beim Tessiner Stimmvolk, obwohl der Platzhirsch im rechten Parteienlager, die Lega dei Ticinesi, die Vorlage nur grummelnd und verhalten unterstützte. Man empfand sie wohl als Wilderei im eigenen politischen Stammrevier. Umso bemerkenswerter sind die 58 Prozent Zustimmung, und umso schiefer hängt der «Inländervorrang light» in der Luft, den die Staatspolitische Kommission unter Führung des Freisinnigen Kurt Fluri ausgekungelt hat: Die Mehrheit des Nationalrats verlangt bloss noch eine Meldung offener Stellen bei den regionalen Arbeitsvermittlungszentren, obschon die Masseneinwanderungsinitiative jährliche Höchstzahlen und Kontingente forderte und ein «Prima i nostri» auf schweizerischer Ebene.

## Der Gauner wird zum Richter

Das Tessiner Votum blendet nochmals in die Dunkelkammer des Bundeshauses. Man kann es «Verfassungsbruch», «Volksverrat» oder «Staatsstreich» nennen – für einmal sind drastische Worte angebracht. Eine satte Mehrheit des Nationalrats hat einen Volksentscheid mit den Füßen beiseitegewischt und damit auch die Bundesverfassung.

Und ein nächstes Armageddon bahnt sich an: Die Tessiner haben einer kantonalen Begrenzung der Zuwanderung zugestimmt. Sie taten es im Einklang mit ebenjenem Artikel 121a, der seit Annahme der SVP-Masseneinwanderungsinitiative in der Verfassung steht. Es ist der Nationalrat, der diesen Artikel bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat – und ebendieser Nationalrat wird in absehbarer Zeit die

Tessiner Kantonsverfassung zur «Gewährleistung» vorgelegt bekommen und darüber befinden, ob das «Prima i nostri» im Einklang mit der Bundesverfassung steht. Es ist, als ob ein Gauner sein eigener Richter wäre.

Neben der direkten Demokratie, neben den Volksrechten steht damit eine weitere tragende Säule im Zentrum des Geschehens: die kantonale Souveränität und damit der Föderalismus, die Organisation der Schweiz von unten nach oben. Es ist immerhin der erste Artikel der Bundesverfassung, der die Schweizerische Eidgenossenschaft als Zusammenspiel von Schweizervolk und Kantonen definiert. Artikel 2 umreisst ihren Zweck (sie schützt die Freiheit und die Rechte des Volkes), und Artikel 3 hält fest: «Die Kantone sind souverän, so-

## Neben den Volksrechten steht die kantonale Souveränität und damit der Föderalismus auf dem Spiel.

weit ihre Souveränität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist.» Womit der Kreis wieder geschlossen ist: Das Tessiner «Prima i nostri» entspricht dem Inländervorrang, wie er seit dem 9. Februar 2014 in der Bundesverfassung steht. Das weiss auch die Koalition der Verfassungsbrecher im Bundeshaus. ○



Grenzgänger nur bei «wirklichem Bedarf».

# Merkelei

Die Kanzlerin korrigiert sich. Bundesrätin Sommaruga bleibt einsam auf Merkel-Kurs.

Das kanzlerhaft über Land, Volk und Europa verfügte «Wir schaffen das» ist ziemlich kleinlaut geworden. Das deutsche Volk bockt, im Land brechen die Wähler weg und Europa zeigt Angela Merkel inzwischen ungehemmt die eisige Schulter. Der Migrationsgipfel, der gerade in Wien stattgefunden hat, macht den neuen europäischen Konsens klar: Die Balkanroute bleibt geschlossen. Vor einem Jahr war der ungarische Ministerpräsident Viktor Orban mit dieser Haltung noch der verfemte Buhmann Europas. Mittlerweile stützt auch die deutsche Regierungschefin seinen Kurs.

## «Grundsätzlich gut»

Nach der dritten Abfuhr bei Landtagswahlen in Serie trat eine reuige Angela Merkel vor die Medien: «Wenn ich könnte, würde ich die Zeit um viele, viele Jahre zurückspulen, um mich mit der ganzen Bundesregierung [...] besser vorbereiten zu können auf diese Situation.» Hinter diesen Fantastereien (auch für die nächste politische Torheit wird keine Zeitmaschine bereitstehen) steckt weniger Einsicht als die nackte Angst vor dem Machtverlust – und das kollektive Njet aus Osteuropa: Denn nachdem Merkel die Flüchtlinge gerufen hatte und die illegalen Migranten gekommen sind, wollte sie – wiederum per kanzlerhaftem Dekret – die Migrationsmassen mit Kontingenten in der EU verteilen und damit ihr selbst eingebrocktes Problem auslagern. Doch Polen, Ungarn und Co. widerstanden dem moralistischen Imperativ aus Berlin.

Nicht so die Schweizer Justizministerin. Sie bewirbt sich aktiv um Kontingentsflüchtlinge – notabene als Vertreterin eines Nicht-EU-Mitgliedes. Sie wiederholt unermüdlich, es «brauche eine gemeinsame Asylpolitik» – und meint damit das Modell Merkel und deren Verteilung der eingeschleppten Wirtschaftsflüchtlinge. Während Frankreich und Österreich ihre Grenzen systematisch kontrollieren, hält Sommaruga an den offenen Grenzen (Schengen) und am Dublin-Abkommen fest, die Zusammenarbeit mit den Partnerstaaten funktioniere «grundsätzlich gut».

Selbst Angela Merkel rückt von ihren eigenen Irrungen ab, nur die SP-Justizministerin hält mit einem einsamen schmallippigen «Ich schaffe das» die Grundlüge dieses Debakels aufrecht: Das Asylwesen ist längst zum Vehikel einer kriminell organisierten illegalen Migration geworden. Sommaruga ist die letzte Merkel Europas.

Peter Keller



Im Gleichschritt: Nationalräte Röstli (SVP), Pfister (CVP), Amstutz (SVP).

## Den Freisinn im Visier

CVP-Präsident Gerhard Pfister attackiert die FDP auffallend heftig. Und schon die SVP auffallend häufig. Warum wählt er die Strategie des früheren Kulturkampfes?

Von Christoph Mörgeli

Einst tobte der politische Kampf zwischen Katholisch-Konservativen und Liberalen gnadenlos. Vor allem in den ganz oder mehrheitlich katholischen Kantonen schenkten sich die beiden Lager nichts. Generationenlang trennte der Kulturkampf zwischen (liberalem) Staat und (katholischer) Kirche die Familien bis ins kleinste Dorf. Man verkehrte getrennt in anderen Gasthäusern und spielte in verschiedenen Musikvereinen. Alfred Escher, der allmächtige Anführer der liberalen Mehrheit, verachtete seinen katholisch-konservativen Gegenspieler Philipp Anton von Segesser dermassen, dass er dessen Namen im Nationalratssaal nicht ein einziges Mal in den Mund nahm. Umgekehrt wäre es Segesser nie in den Sinn gekommen, Eschers Gotthardbahn zu unterstützen, obwohl sie seinem Heimatkanton Luzern enorme Vorteile brachte.

### Gespent «Wischiwaschi-Partei»

Die innige Feindschaft zwischen den beiden politischen Lagern wurde in etwas gemilderter Form noch bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts gepflegt. 1971 formte der Christlichsoziale Kurt Furgler den politischen Katholizismus zur Christlichdemokratischen Volkspartei und damit zur «dynamischen Mitte». Dies war der Beginn des Niedergangs. Zehn Jahre später brach auch die FDP in Richtung Mitte auf – zu verlockend schien die Aussicht, mit der Öffnung

für grünes, feministisches und etatistisches Gedankengut zusätzliche Wählerreservoirs anzuzapfen. Damit handelten sich die Liberalen das Problem einer zerstrittenen Basis ein, an dem sie heute noch kranken. FDP-Chef Franz Steinegger erklärte das Links-rechts-Schema für überholt und die Sozialdemokraten Tony Blair und Gerhard Schröder zu seinen Vorbildern. Gemeinsames Feindbild der nunmehrigen «Mitteparteien» CVP und FDP bildeten die SVP und Christoph Blocher. Dieser wiederum empfahl den beiden Parteien, sich zur «WWP» zusammenzuschliessen – zur «Wischiwaschi-Partei».

### Gerhard Pfister tut jetzt alles, um die FDP nach links zu rücken.

Auf den ersten Blick hätte man bei den Beratungen der Masseneinwanderungsinitiative meinen können, die Mitte nehme sich auch diesmal beim Händchen. Die CVP hat in der vorberatenden Kommission die Vorschläge des Freisinnigen Kurt Fluri zur faktischen Nichtumsetzung unterstützt. Die Reaktionen in der Bundeshaushaltsfraktion und bei der Basis fielen aber so verheerend aus, dass CVP-Präsident Gerhard Pfister augenblicklich zurückruderte. Er stellte im Parlament Änderungsanträge, etwa für befristete

bundesrätliche Abhilfemassnahmen, sofern mit der EU im Streitfall keine Einigung innerhalb von sechzig Tagen erzielt werden könne. Pfisters zahnlose Verschärfung wurde von der SVP unterstützt und scheiterte nur knapp mit 93 zu 98 Stimmen bei 5 Enthaltungen.

In völlig unüblicher Weise hatte Gerhard Pfister als Mitglied der vorberatenden Kommission noch Einzelanträge im Plenum eingereicht; hätte sich dies ein SVP-Vertreter erlaubt, er wäre im Rat und in den Medien an den Haaren durch den Kakao gezogen worden. Es handelte sich jedenfalls um eine bemerkenswerte Pirouette, so dass SVP-Nationalrat Andreas Glarner spottete, es gehe Pfister einzig darum, «etwas Zuckerguss auf die missratene Kommissionsvorlage» aufzutragen.

Die Heftigkeit, mit der Pfister dieses Wochenende auf die FDP eindrosch, konnte nur Nichteingeweihte erstaunen. In einem Streitgespräch mit den bürgerlichen Parteipräsidenten Albert Röstli (SVP) und Petra Gössi (FDP) in der *Schweiz am Sonntag* ging Gerhard Pfister frontal auf die FDP los. Er warf den «freisinnigen Medien» eine unkritische Berichterstattung vor und zerpflückte die Partei, weil diese sich nicht an die Abmachungen unter den Bürgerlichen und den Wirtschaftsverbänden gehalten hatte. Der vereinbarte FDP-Antrag zum Inländervorrang sei von Kurt Fluri bis zur



Unkenntlichkeit verwässert worden. Pfister rief Gössi das Entsetzen der Wirtschaftsverbände nach dem Kommissionsentscheid unter die Nase. Und führte genüsslich den früheren FDP-Präsidenten Philipp Müller vor, der im Ständerat bezüglich Inländervorrang genau das einzubringen versprach, was seine Parteikollegen im Nationalrat abgelehnt hatten.

### Wo Müller draufstand, ist jetzt Fluri drin

Im Gleichschritt mit SVP-Chef Röstli hackte Gerhard Pfister auf Gössi ein: Sie werde gemeinsam mit der SP weiteren flankierenden Massnahmen, die dann das Deckmäntelchen eines Inländervorrangs trügen, und damit einer fortschreitenden Demontage des liberalen Arbeitsmarktmodells zustimmen. Auch CVP-Nationalrätin Ruth Humbel machte sich öffentlich über die FDP lustig und nannte diese – weil sich der frühere Präsident noch immer ungezügelt einbringt und Nachfolgerin Gössi heillos überfordert scheint – die «Frag-den-Philipp-Partei». Im Aargau stehen kantonale Wahlen bevor, und die lokalen CVP-Granden ringen die Hände, wenn sie mit den demokratiefeindlichen Umtrieben in Bundesbern in Verbindung gebracht werden.

Das alles sind seitens der CVP keine taktischen Scharmützel, sondern Bestandteile eines kühlen Kalküls, ja der langfristig angelegten Parteistrategie. Primäres Angriffsziel bildet nicht (mehr) die SVP. Das seit der grossen Europaschlacht von 1992 an die Volkspartei preisgegebene Terrain hält Pfister für unrettbar verloren. Im mittleren Segment aber – dies haben auch die letzten Wahlen belegt – bleibt jene Partei Siegerin, die sich glaubwürdiger rechts der Mitte positioniert. 2015 vermochte die FDP unter Philipp Müller sich als wirtschaftsnahe Mitte-rechts-Kraft darzustellen – und hat prompt gewonnen. Es gelang den Freisinnigen, auch im Teich der CVP-Wähler zu fischen, speziell in den christlichdemokratischen Stammländern. Dieser Trend sollte sich mit der liberalkonservativen Gössi aus der Innerschweiz fortsetzen.

Gerhard Pfister ist angetreten, um eine solche Entwicklung umzukehren. Darum tut er jetzt alles, um die FDP nach links zu rücken. Darum schimpft er die Konkurrenzpartei von Gössi und Müller nicht nur unzuverlässig, sondern sieht sie unter einer Decke mit den Linken und den Gewerkschaften. Pfister will eine FDP vorführen, die sich in Geiselschaft der SP begeben hat. Damit würde der Freisinn zur Pseudo-Wirtschaftspartei schrumpfen, welche die Unterstützung der Wirtschaftsverbände verloren hat. Tatsächlich hat die FDP den Wählern etwas anderes versprochen, als sie jetzt einlöst. Das macht es der CVP leicht, ungehemmt auf den Freisinnigen herumzuhacken. Denn wo am 18. Oktober 2015 noch Philipp Müller draufstand, ist heute Kurt Fluri drin. Nicht unterschlagen sollte man aber auch, dass Pfister mit seiner Attacke auf die FDP von seinem eigenen Umfallen in der Kommission ablenkt. ○

# Märchenstunde

## In der letzten «Arena» zur Masseneinwanderungsinitiative plauschte FDP-Präsidentin Petra Gössi mit SP-Frontmann Cédric Wermuth. Kommt das gut für den Freisinn?

Die selbstbewussten Satzsalven von Cédric Wermuth in der Politsendung «Arena» des Schweizer Fernsehens entstammten ziemlich vollumfänglich dem Märchenreich. So bezeichnete er die Eidgenossenschaft von 1291 als «absolutistisch», unterliess es aber, den Namen des damaligen Innerschweizer Monarchen zu nennen. Dann erinnerte er an die Einführung des Frauenstimmrechts von 1971, «bei dem die SVP notabene dagegen war». Tatsächlich hatte die SVP 1971 die Ja-Parole zum Frauenstimmrecht beschlossen.

Wermuth unterstellte weiter, die Volkspartei habe immer behauptet, ihre Masseneinwanderungsinitiative sei «vereinbar mit den Bilateralen». Wenn dem so wäre, hätte sie wohl kaum im Initiativtext festgehalten, dass der neue Verfassungstext völkerrechtlichen Verträgen widerspreche und deshalb innerhalb von drei Jahren «neu zu verhandeln und anzupassen» sei. Weiter setzte Wermuth in die Welt, es stehe bei der SVP «kein Wort, dass die Migration zurückgehen müsste». Der Mann hat offensichtlich die allen Stimmbürgern vorliegenden bundesrätlichen Erläuterungen überlesen; da wird die durchschnittliche jährliche Zuwanderung einer Stadt Luzern beklagt, und da zählen die Initianten die vielen Nachteile der «heutigen Masslosigkeit bei der Zuwanderung» auf.

Sodann flunkerte Wermuth, «dass wir einen gemeinsamen Binnenmarkt haben». Tatsächlich ist die Schweiz nicht Mitglied des EU-Binnenmarktes – sonst müsste sie ja sämtliche Regeln übernehmen –, sondern nur Teilnehmer. Auch die Aussage, wir hätten mit der Einzelfallprüfung und dem Saisonier-Statut «schlechte Erfahrungen» gemacht, ist durch nichts belegt. Vielmehr hatte die Schweiz in jenen Jahren eine ausgezeichnete Konjunktur, eine viel niedrigere Arbeitslosigkeit und ein erheblich grösseres Pro-Kopf-Wachstum. Die Personenfreizügigkeit und die Bilateralen I, so fabulierte Wermuth, «erlauben der Wirtschaft, in ganz Europa zu exportieren». Unsinn. Den Marktzutritt regeln das Freihandelsabkommen von 1972 und zahlreiche WTO-Vereinbarungen.

### Unterstützung von der FDP

Dann schwindelte er dem Publikum vor, im Artikel 5 der Bundesverfassung stehe: «Internationale Verträge sind einzuhalten.» Tatsächlich steht dort: «Bund und Kantone beachten das Völkerrecht.» Zum Glück zeigte der Rechtsprofessor Bernhard Ehrenzeller auf, dass die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative

keinesfalls mit der früheren Zustimmung zu einigen bilateralen Verträgen gerechtfertigt werden könne. Die Verfassungsbestimmung durch Volk und Stände sei neuer und stärker legitimiert als die Referendumsvorlagen zu den Bilateralen. Dabei nannte auch Petra Gössi die Abstimmungen über die Bilateralen mindestens gleichwertig, wenn nicht übergeordnet. Doch der Bundesrat hat 2010 in seinem Bericht über das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht glasklar festgehalten: «Wenn der Konflikt zwischen der neuen Verfassungsbestimmung und dem Völkerrecht nicht verhindert werden kann, [...] geht nach Ansicht des Bundesrates die jüngere Verfassungsbestimmung vor.»

Solche Fakten hinderten Petra Gössi nicht, die abenteuerliche Rechtsauslegung des vorsätzlichen, vorbestraften Hausbesetzers Wermuth in allen Teilen zu unterstützen. In herzlicher Verbundenheit lachte das Duo den engagiert diskutierenden SVP-Präsidenten Albert Röstli aus, als dieser erklärte, mit einem Referendum gegen die Nichtumsetzung sei nichts gewonnen. Nur ganz am Schluss lachten Wermuth und Gössi nicht mehr. Als die FDP-Chefin an das Votum ihres Parteikollegen Kurt Fluri erinnerte, man müsse angesichts der gegnerischen Voten «die Ohren auf Durchzug stellen», kommentierte Röstli trocken: Bei den meisten Mitmenschen sei allerdings «noch das Gehirn dazwischen». *Christoph Mörgeli*



Herzliche Verbundenheit: Gössi, Wermuth.

# Wer ist am kriminellsten?

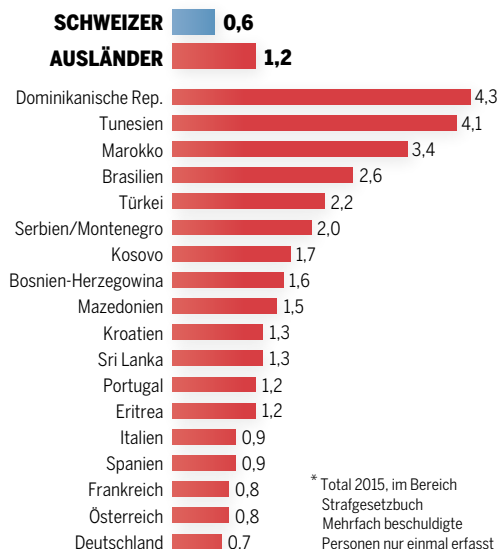
Der Bund hat erstmals die Herkunft verurteilter Straftäter bekanntgegeben. Die Zahlen lassen viele Fragen unbeantwortet. Mittels der Polizeistatistik kann man weit aufschlussreichere Werte errechnen. Marokkaner, Tunesier und Algerier fallen besonders auf. *Von Alex Reichmuth*

Das Bundesamt für Statistik (BfS) hat letzte Woche erstmals darüber informiert, aus welchen Staaten die Straftäter stammen, die in der Schweiz rechtskräftig verurteilt werden. Die Zahlen für das Jahr 2014 fanden in den Medien breiten Widerhall. Auf besonderes Interesse stiessen die Kriminalitätsraten zu den einzelnen Herkunftsländern.

Inhaltlich waren die Daten des BfS allerdings eher unspektakulär: Menschen aus der Ländergruppe «Südwestafrika» erscheinen mit einer Kriminalitätsrate von 3,4 Prozent an der Spitze der Rangliste, dann folgen solche aus «Westafrika» (3,1 Prozent), aus der Dominikanischen Republik (2,3 Prozent) und aus «Nordafrika» (2,2 Prozent). Von den Personen des «ehemaligen Jugoslawien» wurden 0,9 Prozent verurteilt. Die Schweiz kommt auf 0,3 Prozent. Die friedlichste Nation ist Grossbritannien mit 0,1 Prozent Verurteilten. Die Zahlen suggerieren, dass Ausländerkriminalität ein Randphänomen sei. Denn wenn selbst von den Nationen mit der höchsten Rate nicht einmal jeder 25. verurteilt wird, kann das Problem ja nicht allzu gross sein. Die jüngsten Zahlen des BfS scheinen den Schlagzeilen von gewalttätigen Kosovaren, kriminellen Asylanten, konfliktbereiten Nordafrikanern oder delinquenten Roma-Familien zu widersprechen.

## Kriminalitätsraten bei der ständigen Wohnbevölkerung, 2015

Verhältnis der Anzahl Beschuldigter\* zur Anzahl Personen mit Wohnsitz in der Schweiz, in Prozent. Alle Nationen mit mindestens 250 Beschuldigten



QUELLEN: POLIZEILICHE KRIMINALSTATISTIK (PKS), BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

## Aufschlussreichere Daten der Polizei.



Festnahme durch die Zürcher Polizei.

Es ist allerdings nicht erstaunlich, dass nur geringe Kriminalitätsraten resultierten. Denn zum einen hat das BfS strikt zwischen Kriminellen mit ständigem Wohnsitz in der Schweiz (B- oder C-Bewilligung) und allen anderen unterschieden. Zu diesen übrigen Straftätern zählte das BfS etwa Kriminaltouristen, Sans-Papiers und Asylanten. Diese Kriminellen ohne Aufenthaltsbewilligung wurden bei den Kriminalitätsraten alle nicht berücksichtigt – mit dem Argument, nur bei der ständigen Wohnbevölkerung sei die Population jeder Nation bekannt. Das mag sinnvoll sein bei Kriminaltouristen, die

## Fragwürdig ist, sämtliche Asylanten bei der Berechnung nicht zu berücksichtigen.

nach ihren Straftaten wieder verschwinden, und bei Sans-Papiers, bei denen per definitionem unklar ist, wie viele in der Schweiz sind. Fragwürdig ist aber, sämtliche Asylanten bei der Berechnung der Kriminalitätsraten nicht zu berücksichtigen. Denn der Bund erfasst regelmässig die anwesenden Asylbewerber und vorläufig Aufgenommenen, so dass deren Gesamtzahl pro Nation in etwa bekannt ist.

Zum anderen hat das BfS bei den Straftätern mit Aufenthaltsrecht viele Länder zusammengefasst. Es handelt sich insbesondere um alle

afrikanischen Staaten, die zu sieben Gruppen gebündelt wurden, sowie die Staaten Ex-Jugoslawiens wie das Kosovo oder Serbien. Auch den ganzen Nahen Osten mit Staaten wie Syrien und dem Irak weist das BfS nur als Gruppe aus. Somit bleiben die Kriminalitätsraten vieler Länder im Dunkeln, die besonders interessieren. Das Bundesamt für Statistik begründet die Gruppierungen mit hohen Anteilen an Straftätern, deren Herkunft unklar sei. Durch die Zusammenfassungen habe man diese Unsicherheiten teilweise beseitigen können. Doch das überzeugt nicht: Der Anteil der Straftäter mit unklarer Herkunft betrug oft nur wenige Prozent. Zudem sanken diese Quoten dank diesen Gruppierungen meist nur beschränkt, etwa bei der Ländergruppe «Nordafrika» von 2,4 auf 1,3 Prozent. Statt die ganze Statistik zu vernebeln, hätte das BfS besser die entsprechenden Unsicherheitsquoten ausgewiesen.

## Dominikaner führen

Es existieren auch längst Zahlen, mittels deren sich viel aufschlussreichere Kriminalitätsraten errechnen lassen. Sie sind in der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) zu finden. Diese enthält detaillierte Angaben zur Herkunft der Personen, die im Rahmen eines Strafverfahrens einer kriminellen Tat beschuldigt wurden. Die Beschuldigten sind unterteilt in solche mit ständigem Wohnsitz, solche aus dem Asylbereich und alle Übrigen. Man muss nur die entsprechenden Zahlen durch die ständige Wohnbevölkerung jeder Nation dividieren, um Kriminalitätsraten ohne Ländergruppierungen zu erhalten. Auch die Quoten der kriminellen Asylanten lassen sich abschätzen, indem man die Asylstatistik heranzieht.

Die Grafik links zeigt die Kriminalitätsraten fürs Jahr 2015 bei der ständigen Wohnbevölkerung. Sie berücksichtigt nur Taten gemäss Strafgesetzbuch, nicht aber solche gemäss dem Betäubungsmittelgesetz. Über Drogendelikte gibt diese Statistik also keine Auskunft. Da zudem nicht jeder Beschuldigte verurteilt wird, sind diese Raten nicht direkt mit denen der jüngsten BfS-Zahlen zu vergleichen. Angeführt sind nur Nationen mit mindestens 250 Beschuldigten im letzten Jahr. An der Spitze liegt die Dominikanische Republik mit 4,3 Prozent kriminellen Personen, dann folgen Tunesien (4,1 Prozent), Marokko (3,4 Prozent) und Brasilien (2,6 Prozent). Überdurchschnittlich viele Kriminelle gibt es auch unter den Türken,



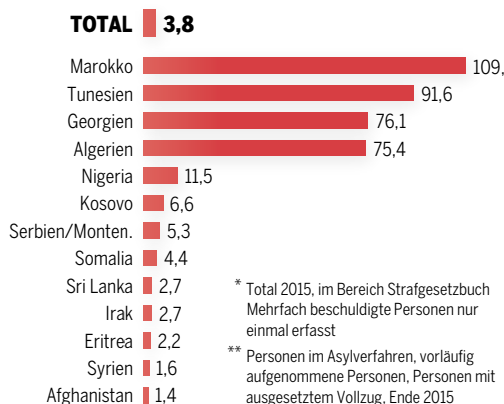
den Serben und den Kosovaren. Eritreer mit Aufenthaltsrecht werden hingegen nicht öfter straffällig als alle Ausländer im Schnitt (1,2 Prozent). Westeuropäische Staaten liegen auch hier am Schluss der Rangliste.

### Friedliche Eritreer, Syrer und Afghanen

Die Grafik rechts zeigt die Kriminalitätsraten im Asylbereich (nur Verfehlungen gemäss Strafgesetzbuch, alle Nationen mit mindestens 50 Beschuldigten). Als Gesamtheit pro Nation wurde jeweils die Zahl der anwesenden Personen Ende 2015 angenommen. Die Grafik zeigt, dass die Kriminalität unter Asylanten mit 3,8 Prozent weit höher ist als bei den ansässigen Ausländern. Zudem zeigen sich eklatante Unterschiede zwischen den einzelnen Herkunftsländern. An der Spitze liegt Marokko. Hier wurden letztes Jahr 139 Beschuldigte registriert, die 127 marokkanischen Asylanten gegenüberstanden – was rechnerisch eine Kriminalitätsrate von 109,4 Prozent ergibt. Vermutlich hielten sich aber während des Jahrs noch mehr marokkanische Asylanten in der Schweiz auf, die Ende Jahr wieder aus der Statistik verschwunden waren. Jedenfalls dürften die meisten marokkanischen Asylanten kriminell sein. Auch die Raten bei den tunesischen Asylanten (91,6 Prozent), den georgischen (76,1 Prozent) und den algerischen (75,4 Prozent) sind sehr hoch. Es folgen, mit grossem Ab-

### Kriminalitätsraten im Asylbereich, 2015

Verhältnis der Zahl der Anzahl Beschuldigter\* zur Anzahl Personen im Asylbereich\*\*, in Prozent. Alle Nationen mit mindestens 50 Beschuldigten



QUELLEN: POLIZEILICHE KRIMINALSTATISTIK (PKS), STAATSSKRETARIAT FÜR MIGRATION (SEM)

### Nordafrikaner an der Spitze.

stand, die Nigerianer mit 11,5 Prozent und die Kosovaren mit 6,6 Prozent.

Weit unterdurchschnittlich kriminell sind hingegen Asylanten aus Eritrea (2,2, Prozent). Durch besondere Friedfertigkeit fallen Syrer (1,6 Prozent) und Afghanen (1,4 Prozent) auf. Das Kriminalitätsrisiko ist bei ihnen damit bis zu achtzigmal kleiner als bei marokkanischen Asylanten. Die grossen Unterschiede deuten darauf hin, dass es sich bei Syrern und Afgha-

nen weit häufiger um echte Flüchtlinge handelt als bei Nordafrikanern. In letzter Zeit ging die Kriminalitätsrate bei allen Asylanten zurück. Auch das scheint erklärbar. Diese Rate betrug vor einigen Jahren noch rund zehn Prozent. Damals gab es besonders viele Asylbewerber aus Marokko, Tunesien und Algerien. Inzwischen wurden sie durch Eritreer, Syrer und Afghanen abgelöst, und die sind viel seltener kriminell.

Die Polizeiliche Kriminalstatistik zeigt weiter Aufschlussreiches bezüglich Beschuldigter ohne Wohnsitz und Asylantenstatus – auch wenn hier keine Raten berechnet werden können. So ist Rumänien das Land mit den viermeisten Beschuldigten überhaupt. Praktisch alle von ihnen sind unter «Übrige Ausländer» aufgeführt. Vermutlich handelt es sich meist um Roma, die als Kriminaltouristen in der Schweiz unterwegs sind. Dasselbe gilt wohl für die vielen Täter mit französischem Pass, die unter «Übrige Ausländer» figurieren. Gemäss Statistik dürften zudem viele Kriminaltouristen kosovarischer, albanischer und bulgarischer Staatsangehörigkeit sein. Auch Algerien, Marokko, Tunesien und Nigeria fallen durch viele Beschuldigte in der Kategorie «Übrige Ausländer» auf. Hier handelt es sich wohl vor allem um ehemalige Asylbewerber, deren Gesuch abgelehnt wurde, die sich aber noch immer in der Schweiz aufhalten. ○

powered with  by **bording**



# COURTAGE EXPO

**05.–06. Oktober 2016 | Messe Zürich, Halle 7**  
 Fachmesse für den Einkauf & Vertrieb von Versicherungslösungen,  
 Risikofinanzierungen & Finanzdienstleistungen

### MESSSCHWERPUNKTE:

**Versicherungsgesellschaften • Krankenkassen & Vorsorgeanbieter • Grossbroker • Maklerpools • Finanzdienstleistungen/Anlagen/Investments • Dienstleistungen & Produkte für Versicherungsmakler und Agenturen**



MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG



# Mann der Stunde

Bruno Hug ist ein ebenso eigenwilliger wie erfolgreicher Verleger, entschiedener Gegner der Kesch und demnächst vielleicht parteiloser Stadtpräsident von Rapperswil. Er sagt: «Ich bin ein gestaltender Mensch.» *Von Wolfgang Koydl*



«Ich war total überrascht von meinem Erfolg»: Verleger Hug.

Rapperswil ist ein Traum. Wenn sich im leichten Frühnebel die Halbinsel mit dem Burgberg vor dem Panorama der Bergkette in den Zürichsee schiebt, dann ist das Postkartenromantik pur. Altstadt und Hafenspazierweg laden zum Flanieren, und der Stadtteil Jona trägt mit florierenden Weltunternehmen wie dem Sanitärtechniker Geberit zum reichlich sprudelnden Steuerfluss bei.

Rapperswil ist aber auch ein Albtraum. Wenn sich der Verkehr wieder einmal Stossstange an Stossstange durch die Innenstadt und über den Seedamm quält, dann ist das für Anwohner und Durchreisende eine teuflische Geduldssprobe: zweimal am Tag, an mehr als 300 Tagen im Jahr. «Tschau Shtau» steht auf Plakaten, die Autofahrer beim Stop-and-go studieren können. Aber es bleibt bis jetzt ein frommer Wunsch. Einen Tunnel unter der Stadt lehnten die Wähler 2011 ab.

Bruno Hug kennt beide Seiten von Rapperswil-Jona, der zweitgrössten Stadt im Kanton St. Gallen, die aber immer mehr nach Zürich blickte als zur Kantonshauptstadt. Seit mehr als dreissig Jahren ist er hier zu Hause, und der aus dem sankt-gallischen Wil zugezogene Bauernsohn hat vermutlich mehr für die Gemeinde getan als so manche der alteingesessenen Familien. Der 62-Jährige führte die einst maroden Rapperswil-Jona Lakers in die Eishockey-Oberklasse, gab den Anstoss für einen beliebten Weihnachtsmarkt und initiierte das Festival Blues'n'Jazz. Selbst die Fusion der beiden so verschiedenen Gemeinden Rapperswil und Jona 2005 nach ewigem Gezerre ist massgeblich ihm zu verdanken.

Am letzten Sonntag hat Hug nun auch noch ein politisches Erdbeben ausgelöst: Der parteilose Unternehmer ging als überlegener Sieger aus den Wahlen zum Stadtpräsidenten hervor.

Mit 3929 Stimmen fehlte ihm nur ein halbes Tausend zum absoluten Mehr. Amtsinhaber Erich Zoller wurde mit einem Anteil von kümmerlichen 2431 Stimmen geradezu gedemütigt – und dies, obwohl der CVP-Politiker von FDP, SP und Grünliberalen unterstützt wurde und die SVP keinen eigenen Kandidaten ins Rennen schickte. «Ich habe mir die Entscheidung, zu kandidieren, nicht leichtgemacht», räumt Hug ein. «Aber ich hatte eben das Gefühl, dass die Stadt schlecht geführt wird.» Ein Gefühl, das offensichtlich viele Bürger teilten – übrigens sehr zum Erstaunen des Kandidaten: «Ich war total überrascht von meinem Erfolg», sagt der Aussenseiter, und es klingt nicht einmal kokett.

## «Fakten und Kommentar gemischt»

Beim zweiten Wahlgang am 6. November scheint der Weg frei zu sein für Hug. «Wenn ich es mache, dann ziehe ich es auch durch», sagt Hug in seinem Büro in einem 400 Jahre alten Bürgerhaus am Hauptplatz in der Altstadt. «Angesichts des Zustands der Stadt gibt es wahnsinnig viel Arbeit.» Ob er es schaffen würde? Hug gibt sich bescheiden: «Ich bin ein gestaltender Mensch.»

Das ist eine krasse Untertreibung. Bis jetzt ist Hug fast alles gelungen, was er angepackt hat, und angepackt hat er vieles in seinem Leben. Die schlechte Auftragslage wegen der Ölkrise in den siebziger Jahren beendete früh die Karriere in seinem erlernten Beruf als Tiefbauingenieur. Eher zufällig rutschte der junge Mann ins Verlagswesen, und schon mit 26 Jahren gründete er mit den *Uster-Nachrichten* einen eigenen Verlag. «Heute frage ich mich, wie ich als junger Schnösel damals so viel Mut gehabt habe», erinnert er sich schmunzelnd und mit einem Augenzwinkern. Auch im Zürcher Oberland hinterliess Hug mehr als verlegerische Spuren: Sowohl das Stadtfest als auch das Theater in Uster gehen auf seine Initiative zurück.

Nur ein Jahr später hob er in Rapperswil die *Obersee-Nachrichten* aus der Taufe, womit er gleich mehrere Herausforderungen annahm: Er trat gegen sieben alteingesessene Verlage an, die rings um den Obersee eigene Blätter herausgaben. Seine Zeitung wurde zudem gratis verteilt und stand daher seinerzeit im Ruf eines unseriösen Schmutzblattes. Und er versuchte mit seiner Publikation, einer disparaten Region, die von den Millionärsvillen von Wollerau bis zu den Gemeindebauten in Schmerikon zum Ricken hochreicht, eine gemeinsame Stimme zu geben.



Heute sind die *Obersee-Nachrichten* die führende Stimme in der Region – mit einer wöchentlichen Auflage von 70 000 Exemplaren und mehr als 80 000 Lesern. Vor allem aber sind sie die Plattform für ihren Verleger und Chefredaktor: Wenn ihm etwas nicht passt, dann greift Hug selbst in die Tasten und tut seine Meinung kund – im, wie er selbst sagt, «mir eigenen Stil: Fakten und Kommentar gemischt».

Das hat ihm nicht nur Freunde eingebracht, sondern auch eine Reihe von Feinden und den Ruf, hart im Austeilen zu sein. «Er ist super in allem, was er anpackt», lobte jemand, der ihn lange kennt und früher mit ihm zusammenarbeitete. «Aber ich möchte nicht sein Feind sein.» Zu diesen Gegnern muss man Stadtpräsident Zoller rechnen. Ausserdem hat sich Hug auf die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) eingeschossen, die er einen «Machtapparat und keine Hilfsbehörde» nennt. Dieses Engagement hat den Lokalverleger inzwischen auch überregional bekannt gemacht.

Hug ist klein und quirlig, er spricht schnell und engagiert, und er bemerkt jede Kleinigkeit: «Wir müssen Servietten kaufen», mahnt er freundlich die Sekretärin, die Blätter von der Küchenrolle zu den Gipfeli reicht. Nie hält es ihn lange auf dem Stuhl. Immer wieder springt er auf und schleppt Unterlagen und Bücher aus dem Nebenzimmer an. Was er nicht im Büro findet, holt er aufs Display seines Smartphones.

Doch der Vorwurf, ruppig mit seinen Gegnern umzugehen, lässt ihn innehalten. Lange sortiert er seine Gedanken, bevor er widerspricht. «Dass der Hug seine Gegner ummählt – nein, das stimmt nicht», sagt er schliesslich. «Ich bin eigentlich ein Menschenfreund, ich will, dass es den Menschen wohl ist – und mir auch.» Er sei nicht hart, sondern lediglich «sehr offen, sehr direkt», aber die Schweizer Mentalität sei es «wenig gewohnt, die Sache beim Namen zu nennen». Umgekehrt sei er «sehr, sehr tolerant und nachsichtig», beteuert er. Als Beispiel führt er einen politischen Konkurrenten an, der ihm die Befähigung zum Stadtpräsidenten abgesprochen hatte, weil er «zu wenig Konsenspolitiker» sei und oft auch anecke. «Das ist seine ehrliche Meinung, und die respektiere ich natürlich», beteuert Hug.

### Parteiloser Quereinsteiger

Mit dem, so darf man wohl sagen, scheidenden Stapi Zoller ist er freilich nicht so freundlich umgegangen. Als der vor fünf Jahren zum ersten Mal zur Wahl antrat, entdeckte der Verleger Unregelmässigkeiten in dessen Vita. Zoller hatte ein abgebrochenes Studium an der HSG verschwiegen, weshalb ihn Hug gleich als «Gutenberg von Rapperswil» betitelte – in Anlehnung an einen deutschen Minister, der wegen einer abgekupferten Dissertation seinen Hut hatte nehmen müssen. Zoller schrammte

nur ganz knapp ins Amt. Seitdem fühlt er sich als Opfer einer «Hetzkampagne» durch die *Obersee-Nachrichten* und ihren Verleger.

Die Stadt hat mittlerweile mit der lokalen Kesb Linth zusammengespannt und eine Klage gegen Hug eingereicht. Seit zwei Jahren prangert der Verleger Fälle an, in denen die Behörde seiner Meinung nach übers Ziel hinausgeschossen und geradezu unmenschlich gegen Kinder, Eltern und Alte in ihrer Obhut vorgegangen sei. Derzeit plant er die Gründung eines Vereins Kesb-Schutz, an den sich Betroffene frühzeitig mit der Bitte um Hilfe wenden können. Hug hofft, das Projekt noch vor dem zweiten Wahlgang aufgleisen zu können.

Denn ob er als Stadtpräsident dasselbe Mass an Freiheit hätte wie jetzt, müsste sich erst zeigen. Heute ist er ein Verleger, der Politik macht, und ein Unternehmer, der ein politisches Spitzenamt anstrebt – da drängen sich die Vergleiche geradezu auf. Einen «Mini-Berlusconi vom Obersee» hat man ihn schon genannt, und auch der Beiname eines «Donald Trump von Rapperswil» läge nahe: ein parteiloser, vermöglicher Quereinsteiger, der ungeschminkt seine Meinung sagt. Hug will von alledem nichts hören. «Ich bin kein Berlusconi, ich bin kein Trump, und politische Mutter Teresa ist auch falsch», sagt er. «Ich bin vermutlich nur der Hug.» ○

Eine glänzende Anlageidee: ZKB Gold ETF

Anlage der Stunde!

Mehr Informationen auf [zkb.ch/etf](http://zkb.ch/etf)

Unsicheres Marktumfeld und aktuelles Tiefzinsumfeld verlangen nach Alternativen für Ihr Portfolio. Investieren Sie deshalb jetzt in den grössten Gold ETF der Schweiz. ZKB Gold ETF: 100% Swiss Made Asset Management mit Sitz in Zürich.

Die nahe Bank  Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlagerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können kostenlos bezogen werden unter [www.zkb.ch](http://www.zkb.ch), [www.swisscanto.ch](http://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, sowie in allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel.

# Bedrohte Zeugen

In wenigen Tagen urteilt das Zuger Strafgericht über die drei mutmasslichen jugendlichen Haupttäter der Prügelattacke gegen Alain Meier. Ein Betroffener erzählt von Einschüchterungen und gewalttätiger Rache aus dem Täterumfeld. *Von Alex Reichmuth*



«Unkontrolliert und hemmungslos»: Drohbild aus dem Umfeld der mutmasslichen Täter.

Einmal 36 Monate Freiheitsentzug, einmal 32 Monate und einmal neun Monate bedingt. Diese Strafen fordert die Zuger Staatsanwaltschaft für drei minderjährige junge Männer, die nächste Woche vor dem Zuger Strafgericht stehen werden. Sie sind die mutmasslichen Hauptverantwortlichen des brutalen Angriffs auf Alain Meier letztes Jahr. Der 21-Jährige, der bereits zuvor psychisch angeschlagen gewesen war, nahm sich wenige Tage nach der Attacke das Leben. Gemäss der Anklageschrift waren die Jugendlichen aus dem Ausländermilieu äusserst brutal gegen ihr Opfer vorgegangen. Die Angreifer hätten «wissentlich und willentlich unkontrolliert und hemmungslos gegen dessen Körper beziehungsweise dessen Kopf» getreten. Zeitweilig sei das Opfer von zwei seiner Peiniger festgehalten worden, «damit der dritte rücksichtslos auf es einkicken konnte». Laut Staatsanwaltschaft war der Angriff für Alain Meier lebensbedrohlich. Er musste anschliessend im Spital behandelt werden.

## Angst während der Einvernahme

Wie die *Weltwoche* berichtet hat, sollen einige Zeugen während der Einvernahme durch die Polizei sichtlich Angst gezeigt haben, auszusagen. Sie sollen zuvor durch das Umfeld der mutmasslichen Täter eingeschüchtert worden sein. Dass es sich dabei offenbar nicht um böse

Gerüchte handelt, belegt das Beispiel von Romano Stalder\*. Er hat den Behörden während der Ermittlungen Hinweise zur Gewalttat geliefert und so zu deren Aufklärung beigetragen. Diese Mithilfe musste er mit sehr unangenehmen Erfahrungen büssen.

Zunächst sei er mit dem Tod bedroht worden, sagt Stalder. «Mir wurden Fotos geschickt, mit denen man mich einschüchtern wollte.» Die *Weltwoche* hat die Bilder eingesehen. Eines zeigt einen Mann, der mit einer Pistole auf die Kamera zielt. Auf einem anderen Bild sitzt der gleiche Mann vor einem Tisch mit einer Pizza, daneben liegt die Pistole. Damit sollte wohl betont werden, dass ein Profikiller im Spiel sei. Ein weiteres Bild zeigt – etwas undeutlich – eine Gräueltat an einem Kind. «Zu diesem Bild bekam ich den Hinweis, dass ich ja selber Kinder habe», so Stalder. Er wisse mit Sicherheit, dass die Drohbotschaften aus dem Umfeld jener Jugendlichen stammten, die nun angeklagt sind.

Es waren keine leeren Drohungen, wie Stalder kurz danach spüren musste. «Ich fuhr von meinem Wohnsitz aus auf der Autobahn über die Schweizer Grenze. Während der Fahrt hatte ich das Gefühl, dass mir ein Fahrzeug folgt», erinnert er sich. Bei der ersten Raststätte jenseits der Grenze habe er angehalten. Unmittelbar nachdem er ausgestiegen sei, sei ein Kleinlaster vor sein Auto gefahren und habe es blockiert.

«Ein kräftiger Typ stieg aus und kam auf mich zu», so Stalder. Der Mann habe ihn zuerst beschimpft, um ihn dann mit einem wuchtigen Faustschlag niederzustrecken. «Offensichtlich war der Mann kein Anfänger», sagt Stalder. Zum Zeitpunkt, als dieser davonfuhr, habe er noch ein Foto des Mannes machen können. Dann habe er kurz das Bewusstsein verloren.

## «Ich will seine Stimme sein»

Laut Selbstauskunft wurde Stalder mit der Ambulanz in ein Spital gebracht. Gemäss medizinischem Attest, das der *Weltwoche* vorliegt, hört er seit der Attacke auf dem linken Ohr schlecht. Zudem trug er ein «grosses Hämatom» am Kopf davon. Bilder belegen die Verletzungen. Nachdem er verarztet und im Spital noch einige Stunden wegen einer allfälligen Hirnblutung beobachtet worden sei, habe er bei der lokalen Polizei Strafanzeige eingereicht, sagt Stalder. Die Polizei habe seinen Peiniger zwar identifizieren können. Dieser habe aber behauptet, der Angriff sei von Stalder ausgegangen. «Weil ich keine Zeugen der Tat hatte, konnte sich der Mann einer Verurteilung entziehen.»

Stalder geht davon aus, dass er wegen seiner Mithilfe bei der Aufklärung der Zuger Gewalttat angegriffen worden ist. Beweisen lässt sich das zwar nicht. «Die Zuger Polizei schätzte die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs aber immerhin auf fünfzig Prozent», so Stalder. Er selber verfüge über Informationen, laut denen die «Clans» der angeklagten Jugendlichen mit kriminellen Kreisen verbunden seien, die international agierten. Jedenfalls zog Stalder die Konsequenzen aus dem Vorfall. «Ich habe unter anderem meine Handynummer gewechselt und das Nummernschild meines Autos ausgetauscht.» Zudem seien einige seiner Familienangehörigen umgezogen.

Jugendstrafprozesse sind in der Regel nicht öffentlich. Beat Meier, der Vater des Opfers, drängt aber darauf, an der Gerichtsverhandlung nächste Woche dabei zu sein. Alain könne seine Version nicht mehr erzählen, argumentiert Meier. «Er ist verstummt, ich will seine Stimme sein.» Der Vater macht darum «besondere Umstände» geltend, wie im Gesetz vorgesehen. Zuerst sah es danach aus, als ob sein Antrag auf Teilnahme abgelehnt werde. Nun signalisierte der zuständige Strafrichter aber Zustimmung. Meier könne dem Prozess beiwohnen, beschied ihm dieser – unter dem Vorbehalt, dass das gesamte Jugendgericht nicht anders entscheide.

\*Name geändert



# Gestärkte Feinde

Bayer übernimmt Monsanto, und Gentech-Gegner beklagen die Macht der Grosskonzerne. Dabei haben sie selbst zu deren Dominanz in der Biotechnologie beigetragen. *Von Alex Reichmuth*

Wieder einmal hat die Gentech-Gegner der Furor gepackt. Der deutsche Chemiegigant Bayer will für 66 Milliarden Dollar den amerikanischen Saatgutriesen Monsanto übernehmen. Von einer «schlechten Nachricht für nachhaltige Landwirte, Konsumenten und die Umwelt» sprach die Umweltorganisation Greenpeace und prangerte die «bislang ungekannte Marktmacht» des neuen Unternehmens an. Sahra Wagenknecht, Co-Fraktionschefin der Partei Die Linke, bezeichnete die geplante Akquisition des «Gen- und Giftkonzerns» Monsanto gar als «gemeingefährlich».

Gentech-Gegner führen meist zwei Gründe für ihren Widerstand an: «Genfood» schade Mensch und Natur, und Grosskonzerne streben nach Dominanz in der Saatgutbranche und machten Bauern abhängig. Die Umweltgefahren sind zwar bis heute Produkte der Fantasie geblieben, wie unzählige Studien belegen. Zu Bauchweh führen kann aber in der Tat, dass das Gentech-Geschäft in den Händen einiger weniger Grosskonzerne liegt. Eine solche Konzentration ist nie gut – egal, ob es um biotechnologische Entwicklungen oder andere Produkte geht.

## KMU und Hochschulen sind Verlierer

Die Gentech-Gegner haben in den letzten Jahren viele «Erfolge» errungen. Sie setzten restriktive Zulassungsbedingungen für gentechnisch veränderte Kulturen durch. Wer Gentech-Pflanzen entwickeln, im Freiland testen oder gar kommerziell anbauen will, steht darum vor Auflagen, die fast unüberwindbar sind. Es braucht einen langen Atem und viel Geld, um diese Hürden zu überspringen.

Die scharfen Gesetze drängen aber vor allem initiative Start-up-Unternehmen und findige Entwickler an Hochschulen aus dem Rennen. Die nötigen Ressourcen, um all die Bedingungen zu erfüllen, haben in der Regel nur Grosskonzerne. Notfalls transferieren sie ihre Aktivitäten kurzum in Gentech-freundliche Länder – im Gegensatz zu KMU und Universitätsinstituten, die standortgebunden sind.

So gab der deutsche Chemiekonzern BASF 2012 seine Forschung zur Pflanzenbiotechnologie in Europa auf und verschob sie in die USA. Ein Jahr später zog der US-Konzern Monsanto, der nun von Bayer übernommen wird, seinen Gentech-Sektor ebenfalls aus Europa ab. Zusammen mit der US-Firma Dupont waren BASF und Monsanto die einzigen Unternehmen, die in Europa jemals eine Lizenz zum Anbau von Gentech-Produkten besaßen.

In der Schweiz gilt seit 2005 ein Verbot für den kommerziellen Gentech-Anbau. Das fünfjährige Moratorium, zu dem das Stimmvolk ja gesagt hatte, wurde nach dessen Ablauf durch das Parlament immer wieder verlängert. Doch selbst Gentech-Forschung ist in der Schweiz kaum mehr möglich. Nur die ETH und die Universität Zürich haben ab und zu die Kraft, den Ansprüchen des Bewilligungs-Hindernisses zu genügen, um im kleinen Rahmen gentechnische Entwicklungen zu testen. Solche Freilandversuche finden hinter hohen Zäunen statt, weil militante Gentech-Gegner die Felder sonst zerstören. Das kostet enorm.

Dabei hat gerade die ETH Zürich mit dem «Goldenen Reis» bewiesen, dass Biotech-Entwicklungen an Hochschulen vielversprechend sein könnten. Dieser Gentech-Reis hat das Potenzial, Millionen von Menschen mit Vitamin-A-Mangel das Leben zu retten, ohne dass ein Grosskonzern Milliardengewinne macht. Zwar ist der Agro-Konzern Syngenta für die Produktion des «Golden Rice» zuständig, die Produktrechte liegen aber bei Non-Profit-Organisationen.

Doch solche Erfolgsgeschichten sind leider selten. Nur noch «Multis» können sich Biotechnologie im Pflanzensektor leisten. Dazu haben die Gentech-Gegner beigetragen. Mit ihrer Strategie haben sie ihre Feinde gestärkt. ○



«Gemeingefährlich»: Gentech-Gegnerin.

# Güselpolitik

Auch bei der Umwelt gilt: Die in Bern oben machen, was sie wollen. *Von Markus Schär*

**Oktober 2005:** Bruno Oberle tritt als neuer Direktor des Bundesamtes für Umwelt an. Er träumt von der Steuerung des Ressourcenverbrauchs durch den Staat.

**Oktober 2010:** Das Bundesamt lässt sich vom Bundesrat den Auftrag geben, über Massnahmen für eine «grüne Wirtschaft» zu berichten.

**März 2011:** Die Grünen beginnen mit dem Sammeln von Unterschriften für ihre Initiative «für eine nachhaltige und ressourceneffiziente Wirtschaft». Sie reichen sie im September 2012 ein.

**Juni 2011:** Die Grünliberalen beginnen mit dem Sammeln von Unterschriften für ihre Initiative «Energie- statt Mehrwertsteuer». Sie reichen sie im Dezember 2012 ein.

**März 2013:** Der Bundesrat beschliesst aufgrund des Berichts des Bundesamtes für Umwelt – ohne Gesetzesgrundlage – den Aktionsplan «grüne Wirtschaft». Die 27 Massnahmen fordern eine Ökologisierung des Steuersystems und einen Masterplan Cleantech, verbesserte Informationen «über die ökologischen Aspekte der Produkte und des Produktangebots von Unternehmen» sowie umfassende Messungen der Fortschritte.

**Februar 2014:** Der Bundesrat legt seine Botschaft zur Initiative für eine «grüne Wirtschaft» vor. Er lehnt die Initiative ab, macht aber einen Gegenvorschlag, der mit seinen Massnahmen fast ebenso weit geht.

**Januar 2015:** Das Netzwerk für Ressourceneffizienz Reffnet.ch beginnt, Unternehmen zu beraten, bezahlt vom Bundesamt für Umwelt, obwohl es Angebote der Privatwirtschaft gibt.

**April 2015:** Das Volk stimmt über die Initiative der Grünliberalen für eine Energiesteuer ab. Es schickt den Vorstoss für eine Ökologisierung des Steuersystems mit dem Rekordwert von 92 Prozent Nein bachab.

**Dezember 2015:** Das Parlament lehnt den Gegenvorschlag für eine «grüne Wirtschaft» knapp ab. Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) sagt: «Wir werden uns überlegen: Wann kommen wir mit einer Vorlage, die einen anderen Namen trägt?» Bruno Oberle tritt nicht ganz freiwillig als Direktor des Bundesamtes zurück und wird Titularprofessor für Grüne Wirtschaft an der ETH Lausanne.

**September 2016:** Das Volk spricht sich mit 64 Prozent Nein-Stimmen gegen die Initiative für eine «grüne Wirtschaft» aus. Bundesrätin Leuthard sagt, das sei «kein Nein zur grünen Wirtschaft»; der Bundesrat will seine Aktionspläne weiterentwickeln – weiterhin ohne Gesetzesgrundlage. ○

# Hungriger Staat

Der Bundeshaushalt wächst schneller als die Wirtschaft.  
*Von Beat Gygi*

Der Anstieg sieht nicht steil aus, aber er wird viele in Atemnot bringen. Die kürzlich veröffentlichten Zahlen des Bundes zum Voranschlag 2017 und zum Finanzplan bis 2020 zeigen eine Staatsquote, die sich langsam, aber stetig nach oben bewegt. Der Anteil der Bundesausgaben am Bruttoinlandprodukt (BIP) wird demnach von 10,2 Prozent im Jahr 2015 innert vier Jahren auf 10,8 bis 10,9 Prozent steigen.

Gewiss, diese Steigerung, wie sie in Grafik 7 dargestellt ist, wirkt nicht dramatisch, was sind schon 0,7 Prozentpunkte? Im Vergleich mit 2008 beträgt die Differenz jedoch bereits 1,3 Prozentpunkte – in die Knochen fährt aber vor allem die inhaltliche Bedeutung der steigenden Quote: Der Bundeshaushalt wächst schneller als die Wirtschaft, die öffentliche Hand gewinnt an Boden.

## Verdoppelung seit 1990

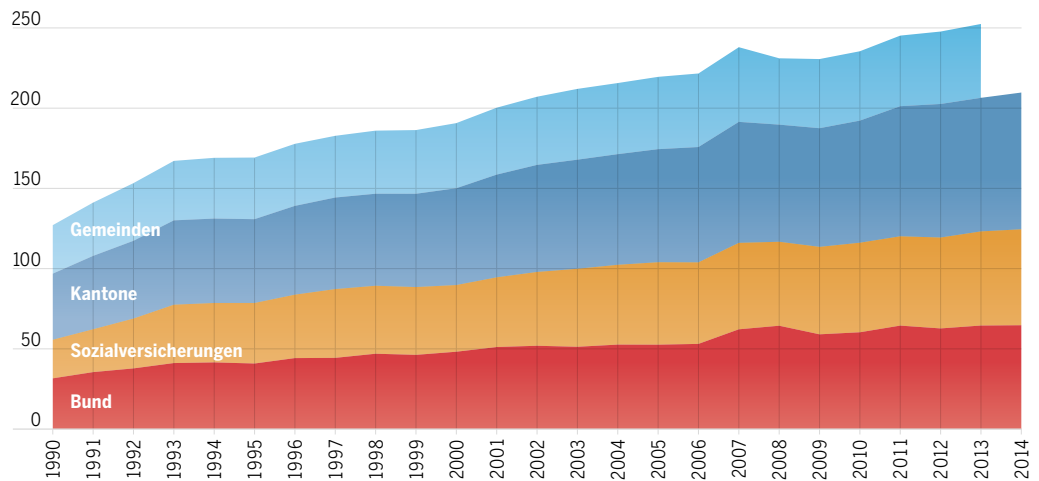
Geldmässig ausgedrückt bedeutet dies, dass die Bundesausgaben in den nächsten vier Jahren von 67 auf 77 Milliarden Franken steigen und nach entsprechender Finanzierung rufen werden. Veranschaulicht wird dies in der zweiten Grafik, die zudem vor Augen führt, dass der Bund 1990 mit weniger als der Hälfte der heutigen Mittel auskam.

Die Frage, warum der Staat selbst in wirtschaftlich relativ guten Zeiten rascher wächst als die gesamte Volkswirtschaft, wird bis anhin nicht intensiv diskutiert. Besonders rasch wachsen die Ausgaben für Gesundheit und Soziales, jüngst auch die für das Asylwesen. Immer mehr Ausgaben sind gesetzlich gebunden; in öffentlichen und halböffentlichen Branchen werden immer mehr Stellen geschaffen, während private Branchen schrumpfen.

Oft kommt der Einwand, die Schweiz stehe im internationalen Vergleich mit einer Fiskalquote von etwa 27 Prozent des BIP gut da, das sei doch ein schlanker Staat. In Grafik 5 wird diese vorteilhafte Position dargestellt – zugleich aber auch der «richtige» Wert, bei dem privat bezahlte, aber staatlich befohlene Beiträge an Krankenkasse, Pensionskasse, Unfallversicherung et cetera zu den offiziellen Steuern und Abgaben gezählt werden. Laut Economiesuisse führt dies zu einer Fiskalquote von rund 40 Prozent, die überdies in den letzten Jahrzehnten eine überdurchschnittliche Steigerung erfahren hat.

## 1 Staatswachstum auf allen Ebenen

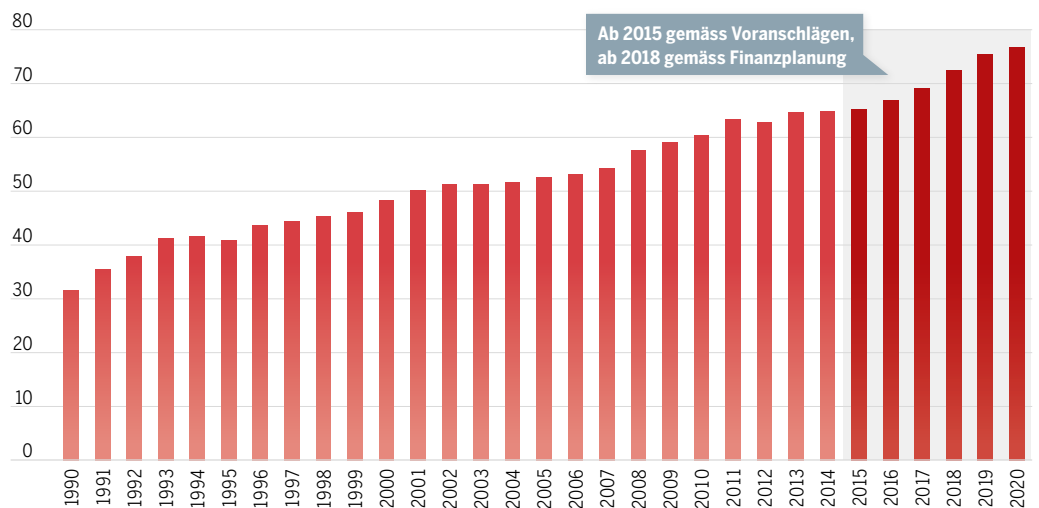
Ausgaben von Bund, Kantonen, Gemeinden und Sozialversicherungen: 1990–2014, in Milliarden Franken pro Jahr



QUELLE: FINANZSTATISTIK DER SCHWEIZ (EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG)

## 2 Unerbittlich nach oben

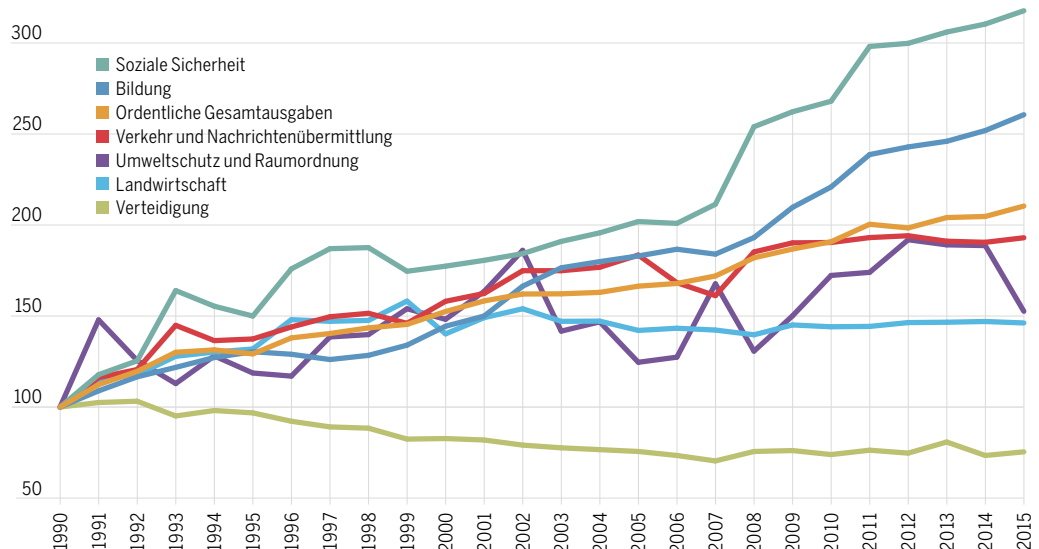
Bundesausgaben in Milliarden Franken pro Jahr



QUELLE: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG (EFV)

## 3 Im Schatten der Sozialausgaben

Entwicklung der Ausgaben des Bundes nach Aufgabengebiet, indiziert (1990 = 100)



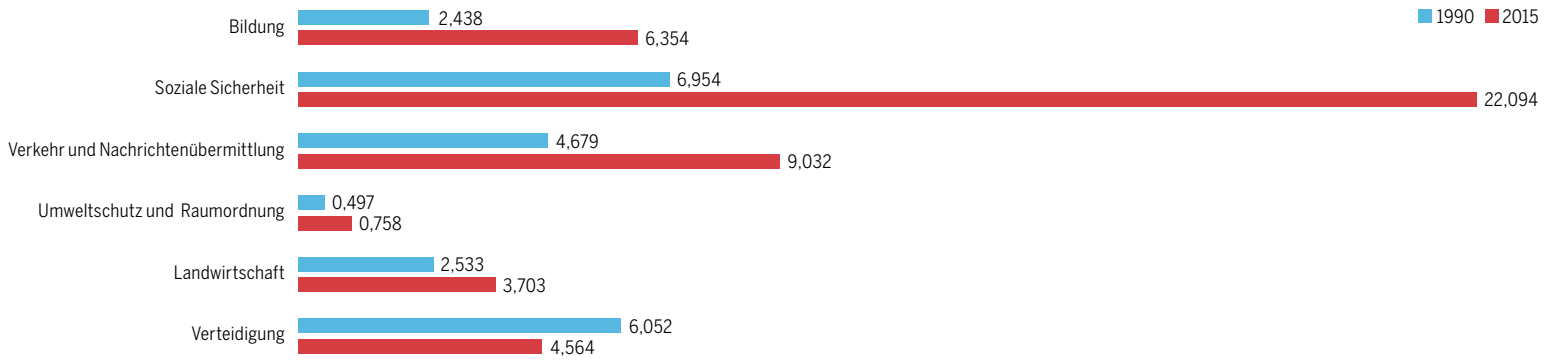
QUELLE: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG (EFV)

○ Die Bundesausgaben werden in den nächsten vier Jahren von 67 auf 77 Milliarden Franken steigen.



#### 4 Epochenwechsel in der Bundesrechnung

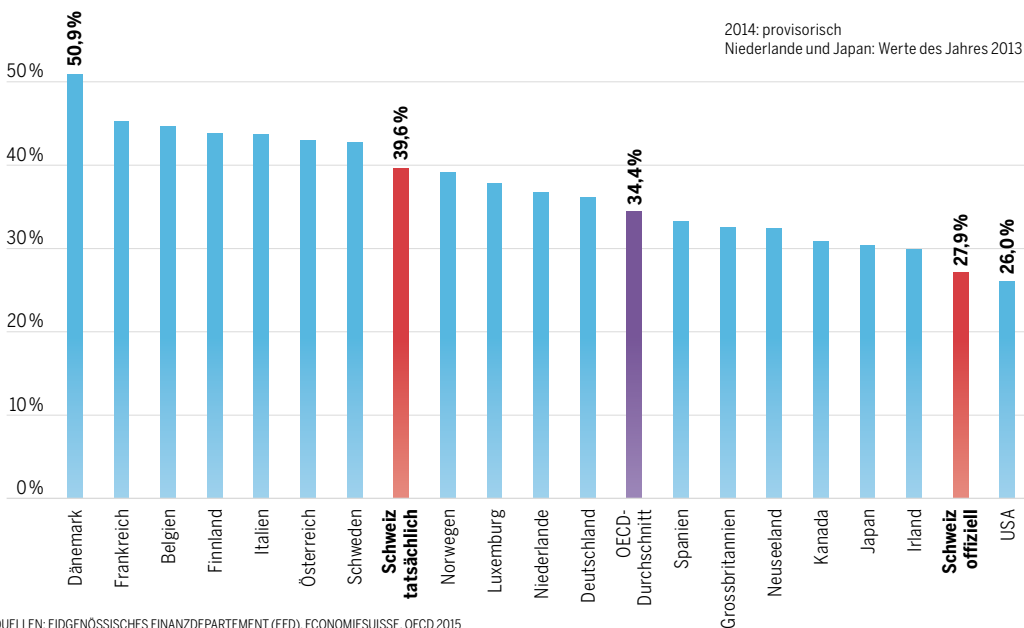
Ausgaben des Bundes nach Aufgabengebiet, 1990 und 2015, in Milliarden Franken pro Jahr



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), KONJUNKTURFORSCHUNGSSTELLE (KOF) ETH ZÜRICH

#### 5 Fiskalquoten im internationalen Vergleich

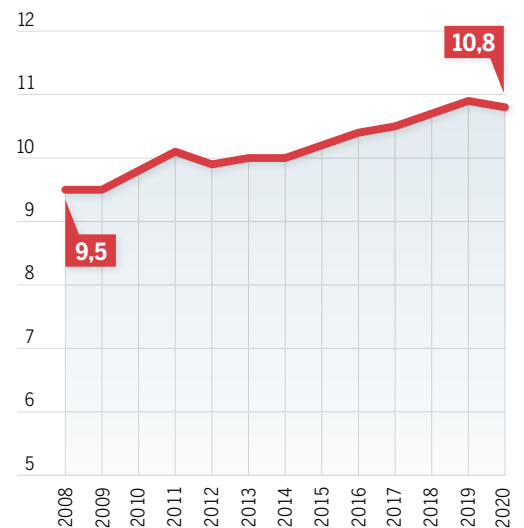
Steuereinnahmen und Sozialversicherungsabgaben, in Prozent des Bruttoinlandprodukts



QUELLEN: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT (EFD), ECONOMIESUISSE, OECD 2015

#### 7 Terraingewinn des Staates

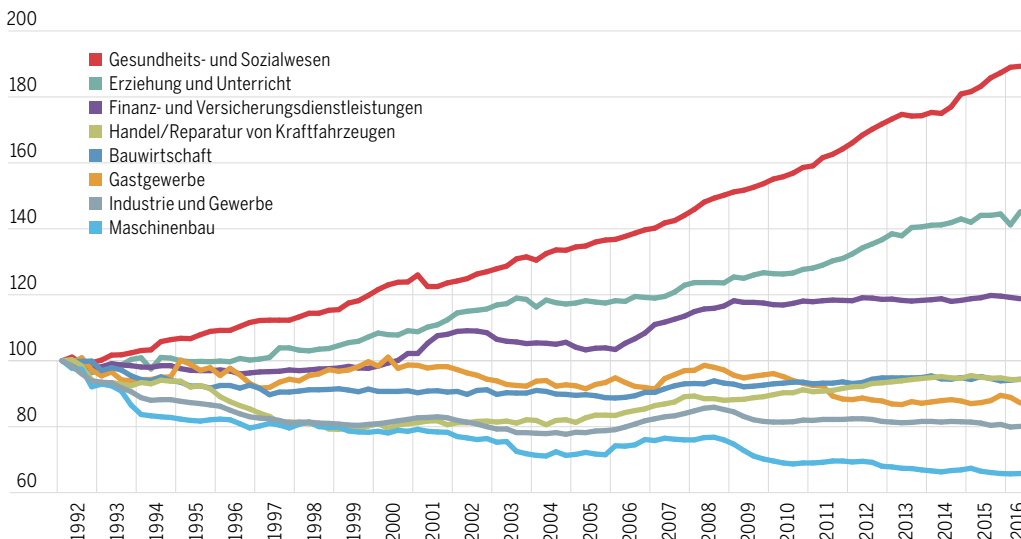
Ausgaben des Bundes, in Prozent des Bruttoinlandprodukts



QUELLE: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG (EFV)

#### 6 Öffentlich finanziert Beschäftigungs-Boom

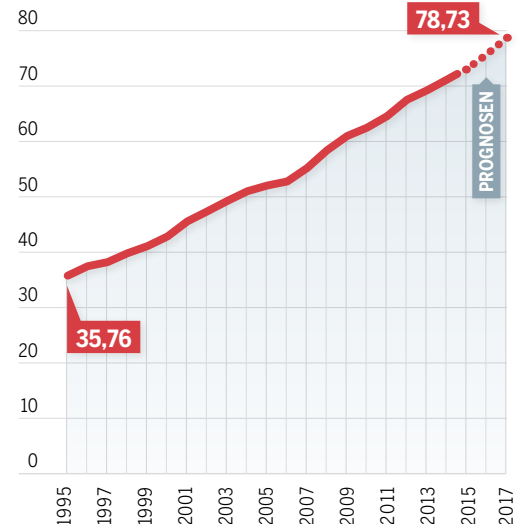
Entwicklung der Anzahl Beschäftigter nach Branchen, indiziert (1992 = 100)



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

#### 8 Explosives Gesundheitswesen

Gesundheitsausgaben in der Schweiz pro Jahr, in Milliarden Franken



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), KONJUNKTURFORSCHUNGSSTELLE (KOF) ETH ZÜRICH

# «Eine andere Philosophie»

Die meisten Wirtschaftswissenschaftler in Europa ergreifen Partei für Hillary Clinton und damit für die Fortsetzung von Obamas Wirtschaftspolitik. Nicht so der Stanford-Starökonom John B. Taylor. Mit Trump steige die Chance für liberale Wirtschaftsreformen. *Von Florian Schwab*

Der amerikanische Wirtschaftsprofessor John B. Taylor steht für eine Idee, die in den letzten zehn Jahren scheinbar aus der Mode gekommen ist: Der Staat sollte sich auf seine Kernaufgaben beschränken und dabei eine langfristig angelegte und berechenbare Politik verfolgen. Dies gilt auch für die Geldpolitik, wo die Quintessenz von Taylors Theorien die nach ihm benannte Regel ist: Die Zentralbanken sollen unabhängig von der Regierung ihre Entscheidungen mit einer mathematischen Formel treffen, in welche die wichtigsten volkswirtschaftlichen Entwicklungen wie Konjunktur und Arbeitslosigkeit einfließen.

Dies steht im Widerspruch zu den derzeit populären Ad-hoc-Übungen der Notenbanken wie Quantitative Easing, Aufkauf von Obligationen, Kursuntergrenzen und derlei mehr. Auch der momentan beliebten Vorstellung, dass sich mit schuldenfinanzierten Staatsausgaben nachhaltig Wirtschaftswachstum erzeugen lasse, steht Taylor ablehnend gegenüber.

Wir treffen John B. Taylor am Rande einer Konferenz der Mont Pelerin Society in Miami, eines liberalen Zusammenschlusses von Ökonomen, der unter anderem von den Nobelpreisträgern Ludwig von Mises und Friedrich August von Hayek begründet wurde. Hier sind Taylors Ideen nicht aus der Zeit gefallen. Im Gegenteil: Der Stanford-Professor ist hoch geachtet als einer, der es schafft, die liberale Botschaft mit einem Sinn für das Machbare zu vertreten. Er beriet die republikanischen Präsidenten Jimmy Carter, Gerald Ford und George W. Bush junior. Unter Letzterem bekleidete er zwischen 2001 und 2005 das Amt des Unterstaatssekretärs für internationale Finanzfragen.

Unabhängig von den aktuellen Trends in der Wirtschaftspolitik wird Taylor seit Jahren in Fachkreisen als Anwärter auf den Wirtschaftsnobelpreis gehandelt. Geht es nach ihm, so könnte in Amerika bald wieder die Stunde der Liberalen schlagen.

**Professor Taylor, Ihre Leidenschaften als Ökonom lagen immer auf der akademischen Seite. Allerdings machten Sie einen längeren Ausflug in die praktische Politik. Was war dabei die interessanteste Lektion?**

Es ist wichtig, akademische Ideen in die Praxis zu übersetzen. In einer Demokratie

müssen Sie Leute von dem überzeugen, was Sie für richtig und gut halten. Dafür müssen Sie einen inhaltlichen Kampf führen und auch gewinnen. Sie müssen verstehen, wie die Gesetzgebung funktioniert. Wenn Sie in der Exekutive tätig sind, müssen Sie die Politiker, also den Gesetzgeber, überzeugen. Gemessen an den eigenen Ansprüchen ist das Resultat nicht immer optimal.

**Sie sind einer der prominentesten Kritiker keynesianischer Schuldenpolitik und haben die erste Regierung von George W. Bush zwischen 2001 und 2005 beraten. Trotzdem hat Präsident Bush später auf die Finanzkrise mit schuldenfinanzierten Stimulus-Paketen reagiert. Zeigt dies, dass Ihr Einfluss nicht besonders nachhaltig war?**

Es gibt in den USA einen langfristigen Trend: weg von einer berechenbaren, nach gewissen Regeln funktionierenden Wirtschaftspolitik, hin zu mehr Staatsinterventionen und -aktivismus. Das betrifft nicht nur diese Stimulus-Pakete. Früher, in den Achtzigern und Neunzigern, ging die Entwicklung in die umgekehrte Richtung. Die Resultate waren besser.

**Sie sind der Vater der «Taylor-Regel», die den Notenbanken kaum Spielraum für geldpolitische Abenteuer lässt. Davon sind wir momentan weit entfernt.**

Mit der löblichen Ausnahme mancher Entwicklungsländer wie beispielsweise Mexiko. Aber ja, momentan läuft es in den USA, der Euro-Zone und in Grossbritannien nicht nach berechenbaren Regeln ab, wie das zuvor während einer längeren Zeitspanne der

---

**«Die Leute sind enttäuscht von der Politik und suchen neue Rezepte.»**

---

Fall war. Zum Glück wollen die meisten Notenbanken aber wieder zurück. Sogar Fed-Chefin Janet Yellen hat sich entsprechend geäußert. Die Zentralbanken realisieren, dass sie in der Krise (oder sogar schon zuvor) von ihren guten Prinzipien abgekommen sind. Das Vertrauen der Leute, dass dies gelingen kann, hilft derzeit dabei, das Ganze zusammenzuhalten.

**In Europa ist man ein bisschen neidisch auf die USA, weil diese ein wenig besser aus der**

**Rezession nach der Finanzkrise herausgekommen sind.**

Ich bin der Überzeugung, dass solche Unterschiede durch die jeweiligen wirtschaftspolitischen Rezepte erklärbar sind. Auch in

Europa gibt es ja Ausnahmen wie Deutschland oder Polen. Allgemein ist die Politik in Europa aber nicht auf Wirtschaftswachstum getrimmt. Vielerorts sind die Arbeitsmärkte verkrustet, und die Regierungen haben

Strukturreformen verpasst, etwa im Bereich der Steuern. In den USA sieht es ein bisschen besser aus, aber die Leistung ist schwach, verglichen mit früher: zwei Prozent Wirtschaftswachstum bei sehr tiefer Beteiligung am Arbeitsmarkt und einem tiefen Produktivitätswachstum. Sobald die Politik abdriftet, wird es schwierig.

**Welche Note geben Sie der Wirtschaftspolitik von Obama?**

Keine allzu gute. Die regulatorische Aktivität hat zugenommen, dabei ging der Blick für Kosten und Nutzen verloren. Im Bereich der Steuern wurden keine sinnvollen Reformen angefangen, eher im Gegenteil. Das Budget ist eine grosse Sorge. Die Schulden explodieren, wie auch die sozialstaatlichen Leistungen (*entitlements*). Bei den Elementen der wirtschaftlichen Freiheit, deren Verfechter ich bin, haben wir uns überall rückwärts bewegt: Der Staatssektor wächst, die Politik ist unvorhersehbar und anmassend. Das hat aber bereits vor 2009 begonnen, teilweise mit 9/11 und dann mit dem Wechsel im Kongress 2006.

**Wie bewerten Sie die Aussichten auf die nächste Präsidentschaft?**

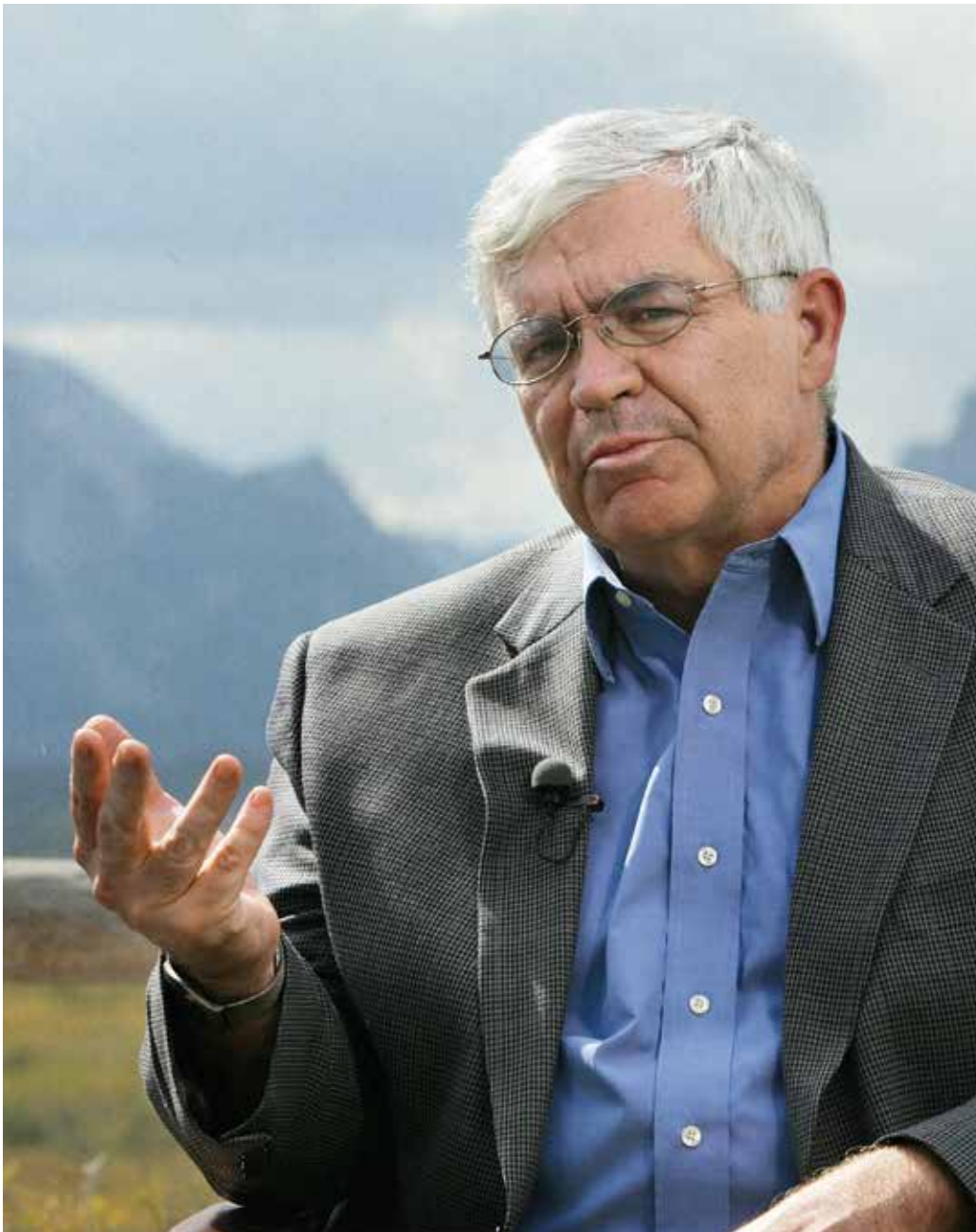
Beide Kandidaten wollen den internationalen Handel zurückfahren, was schlecht ist. Bei dem Reformthema gibt es aber klare Unterschiede. Trump will die strukturellen Probleme anpacken, vor allem mit seiner Steuerreform. Hillary spricht eher vage davon, dass sie die Bildung verbessern möchte. Die jetzt präsentierten Pläne sollte man mit Vorsicht geniessen, es geht schliesslich in der Politik immer ums Machen.

**Viele Ökonomen haben Vorbehalte gegen Trumps teure Pläne für Infrastrukturinvestitionen.**

Beide Kandidaten wollen sehr viel Geld für Infrastruktur ausgeben. Das ist aber eine Debatte, die erst noch geführt werden muss. Die Leute sind enttäuscht von der Politik







«Zum Glück wurde ich nie vom Washington-Virus erfasst»: Ökonom Taylor.

und suchen neue Rezepte. Es sollte eher in Richtung Budgetreform, Steuerreform und weniger Regulierung gehen. Grosse Ausgabenpakete im Bereich Infrastruktur bringen uns nicht weiter.

**Was wäre der Schlüssel zu einer Steuerreform?**

Ganz einfach: Senkung der Steuersätze bei gleichzeitiger Ausweitung der Steuerbasis (weniger Ausnahmen und Abzüge), sowohl bei den natürlichen Personen als auch bei den Unternehmen. Trump hat da einen Vorschlag.

**Und Hillary?**

Keinen.

**Also ist Trumps Programm bei den Strukturereformen besser?**

Ja, absolut.

**Wenn Sie sich die wirtschaftspolitischen Berater der beiden Kandidaten ansehen, zu welchem Schluss kommen Sie?**

Bei Trumps Leuten hört man am meisten von Ed Feulner von der Heritage Foundation und von Steve Moore, die an dem Steuerplan mitgewirkt haben. Bei Clinton sind es dieselben Leute wie unter Obama und ihrem Mann. Bis zu einem gewissen Grad sind es gute Ökonomen, aber sie haben eine andere Philosophie.

**Sollte Trump Präsident werden und Sie an Bord holen wollen: Würden Sie annehmen? Oder sind Ihre politischen Ambitionen ein für alle Mal gestillt?**

Sagen wir es so: Zum Glück wurde ich nie komplett vom Washington-Virus erfasst. Ich wollte immer zurück nach Kalifornien. Aber ich bin Ökonom geworden, weil ich mich für Fragen der Politik interessiere. Es käme momentan auf die genaue Fragestellung an. Das Schöne an den USA ist, dass man leicht zwischen Universität und Praxis wechseln kann. Also ja, ich würde mir das definitiv ansehen. ○

Analyse

**Trump vs. Clinton**

**Für welche Wirtschaftspolitik stehen die Kandidaten im amerikanischen Wahlkampf?**

Die Resultate einer Umfrage der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unter deutschsprachigen Ökonomen hätten kaum klarer sein können: Von knapp 150 Befragten sprach sich nur ein einziger für Donald Trump aus. Am häufigsten wird Trumps erklärte Gegnerschaft zum Freihandel als Argument bemüht. Das erstaunt, denn beide Kandidaten geben sich als Skeptiker der Globalisierung und als Gegner jüngst diskutierter Freihandelsabkommen.

Darüber hinaus trägt Hillary Clintons Programm in fast allen Bereichen eine zutiefst sozialdemokratische Handschrift. Sie möchte auf breiter Front die Staatsausgaben erhöhen, begonnen bei den Sozialprogrammen Medicare und Medicaid bis hin zu erneuerbaren Energien, Breitbandinternet und Ausbildung. Ebenso beabsichtigt sie, anders als Trump, den landesweiten Mindestlohn anzuheben.

Trump verspricht Mehrausgaben in der Infrastruktur, wo er ein «billionenschweres Investitionsprogramm» auflegen möchte. In den übrigen Bereichen will er, im Gegensatz zu Clinton, keine höheren Staatsausgaben. Eckpfeiler seiner wirtschaftspolitischen Absichtserklärungen ist ein Programm zur Steuersenkung. Was im letzten Herbst mit hochambitionierten Plänen begonnen hatte, den maximalen Steuersatz für Private von 39,6 auf 25 Prozent zu senken, hat sich in der Zwischenzeit unter Mithilfe anerkannter Experten zu einem Projekt mit Augenmass entwickelt, das unter konservativen Ökonomen viel Lob erntet. Der maximale Steuersatz soll auf 33 Prozent sinken. Während Clinton bei den Verteidigungsausgaben nicht sparen will, bleibt Trump zu diesem Thema widersprüchlich.

Klar ist: Beide Kandidaten setzen keine Priorität bei der Ausbalancierung des Staatshaushaltes. Die Vorschläge zur Gegenfinanzierung ihrer jeweils höheren Ausgaben oder tieferen Einnahmen bleiben vage. Trump will bei den nicht gebundenen Ausgaben jedes Jahr einen gewissen Prozentsatz einsparen, Clinton will Unternehmen und Vermögende zur Kasse bitten. Unter dem Strich bleibt der Eindruck, dass Trump gewillt ist, es mit der mächtigen Verwaltung in Washington aufzunehmen und dem Privatsektor durch steuerliche Entlastungen etwas mehr Raum zu geben. *Florian Schwab*

# Neunzig Tage Anarchie

Mit drastischen Mitteln sorgt der neue philippinische Präsident Rodrigo Duterte in seinem von Korruption und Drogen verseuchten Land für Ordnung. Die Begeisterung für «Rody» zieht sich durch alle sozialen Schichten. Von Claude Cueni

Man hat ihn nicht ernst genommen, den Major aus dem vernachlässigten Süden der Philippinen, als er seine Kandidatur für die philippinische Präsidentschaftswahl anmeldete. Doch Rodrigo «Rody» Duterte stahl den 129 Mitbewerbern vom ersten Tag an die Show. Auf dem Hochglanzmagazin *Esquire Philippines* posierte er wie ein südamerikanischer Revolutionär mit einem Schnellfeuergewehr im dichten Dschungel. «How to be a man» war der Titel. Im Interview erklärte der Jurist und ehemalige Staatsanwalt, dass er als Präsident genau das tun werde, was ihm in seinen 22 Amtsjahren als Bürgermeister von Davao City gelungen ist: Mit Hilfe von Todesschwadronen hat er die kriminellste Stadt der Philippinen zur sichersten des Landes gemacht. Er hat nichts verheimlicht: «Falls ich Präsident werde, töte ich nicht 500, sondern 100 000. Und die korrupten Politiker in Manila werde ich auch töten und ihre Leichen in die Manila Bay werfen, um die Fische zu füttern, so dass die Fische fett werden.»

Jeden Tag schockierte er die Medien mit sexistischen Sprüchen, Beleidigungen von Würdenträgern und Details zu seiner Anti-Kriminalität-Strategie. Die *Financial Times* nannte ihn «Dirty Harry», Al-Dschasira «The Punisher», aber auf den Philippinen wurde «Rody» Kult, er gilt als Rächer der Armen, der die korrupten Clans aus dem Malacañang-Palast vertrieben hat und nun im Dirty-Harry-Stil aufräumt. Fernsehsender melden, Nostradamus habe die Ankunft eines Erlösers prophezeit: Duterte. Sogar in japanischen Comics wird er als Actionheld verehrt.

Analystin Lourdes Tiquia nennt Dutertes Wahlsieg die einzige Alternative zum unglaublich korrupten Establishment. Carlos Conde von Human Rights Watch in the Philippines sieht Dutertes Wahl als Folge des totalen Zusammenbruchs von Recht und Ordnung.

## «Disciplina Duterte»

Seit Dutertes Amtsantritt am 1. Juli wurden bereits über 3000 mutmassliche Kriminelle aussergerichtlich erschossen. (In den hundert Tagen zuvor waren es 36.) Die neue Regierung meldet eine Reduktion der Kriminalitätsrate um 49 Prozent. 720 000 Drogendealer und -süchtige haben sich freiwillig gestellt, aus Angst, erschossen zu werden. Ronald dela Rosa, Generaldirektor der Philippine National Police (PNP), sagt, dass seine 160 000 Polizeibeamten seit Dutertes Amtsantritt insgesamt 850 000 Hausdurchsuchungen durchgeführt



*Dirty-Harry-Stil:* Präsident Duterte.

und 15 700 Drogenhändler verhaftet haben. Dabei seien 1466 Personen getötet worden. Die übrigen 1490 Toten seien das Werk von Bürgerwehren und rivalisierenden Drogengangs.

Die unglaublich hohe Zahl an Verhaftungen von Bürgermeistern, Gouverneuren, Polizeioffizieren, Richtern und Staatsanwälten zeigt, wie verfault das gesamte Staatswesen ist; vom einfachsten Polizisten bis zum obersten Richter scheint alles auf der Lohnliste der mexikanischen und chinesischen Drogensyndikate zu stehen. Selbst Leila de Lima, die Justizministerin der abgewählten Regierung Aquino III., war Teil der Drogenmafia und warnte jeweils vor bevorstehenden Polizeieinsätzen. Sie tanzte auf den Partys der *Drug Lords* und liess den Drogenknast New Bilibid in eine luxuriöse Kommandozentrale des philippinischen Drogenhandels umbauen. Hinter den Zuchthausmauern war «Roxas Boulevard»: Es gab dort Drogen, Alkohol, ein Casino, einen Nachtclub, Hahnenkämpfe, eine Sauna und ein Bordell.

Leila de Lima kassierte insgesamt umgerechnet 1,4 Millionen Franken, 60 000 im Monat. Dafür müsste ein Polizist, der 300 Franken im Monat verdient, sechzehn Jahre lang arbeiten. Fünf verhaftete Polizeigeneräle (Monatseinkommen: 1000 Franken) erhielten für ihre Komplizenschaft je 7 Millionen Franken im Jahr. Über 100 000 Staatsbeamte sind am Drogenhandel beteiligt. Sie wohnen in luxuriösen Villen, die von Bodyguards bewacht werden. Hinter den Palästen vegetieren Menschen im Elend. Laut Unicef zählen die Philippinen zu den zehn Ländern weltweit, die die höchste Anzahl fehlernährter Kinder unter fünf Jahren haben. 22 Millionen Menschen sind täglich von Hunger betroffen, fast die Hälfte der 110 Millionen Einwohner verdient weniger als einen Dollar pro Tag. Das Drogenproblem hat epidemische Ausmasse erreicht, 3,7 Millionen Süchtige beschaffen sich täglich mit Raubüberfällen und Morden das Geld für Shabu, einen billigen Verschnitt von Crystal Meth.



Die Menschen sind traumatisiert. Sie hatten die Wahl zwischen Pest und Cholera, sie haben einen «Punisher» gewählt, der tut, was er sagt: «Diese Hurensöhne zerstören unsere Kinder, falls ihr einen kennt, geht hin und tötet ihn, es wäre zu schmerzhaft, wenn es die Eltern tun müssten.» Selbst als der 71-Jährige Zivilisten eine *licence to kill* erteilt und das staatliche Gewaltmonopol teilweise an den Mob der Strasse abtrat, wurde Duterte weiterhin wie ein Popstar gefeiert. Seine 16,6 Millionen Wähler nehmen das Abrutschen in die Anarchie bewusst in Kauf, weil sie glauben, dass dies nur vorübergehend sein wird. Sie sagen, man spüre abends in den Strassen bereits die «Disciplina Duterte», es sei merklich ruhiger und friedlicher geworden. In den sozialen Medien wird jeder erschossene Drogenbaron gefeiert. Jedes «Fuck you», jedes «Son of a Bitch», jedes «I kill you» wird unzählige Male gelikt und geteilt, die User

## Die unglaublich hohe Zahl an Verhaftungen zeigt, wie verfault das gesamte Staatswesen ist.

fordern mittlerweile die Todesstrafe für Drogenhändler und beschimpfen die Moralisten aus dem Westen: «Hatten die USA, die Uno oder die EU in den letzten 50 Jahren jemals Mitleid mit der hungernden Bevölkerung?» Die Begeisterung für «Rody» zieht sich durch alle sozialen Schichten. In der letzten Umfrage von Pulse Asia gaben 91 Prozent der Befragten an, grosses Vertrauen in ihren neuen Präsidenten zu haben.

### 180-Grad-Pirouetten

Duterte redet oft über das Kriegsrecht und nennt den Diktator Ferdinand Marcos den besten philippinischen Präsidenten aller Zeiten. Er beteuert immer wieder, dass er nicht Diktator werden will, beteuert es so oft, dass langsam der Eindruck entsteht, er prüfe die Stimmung im Volke. Manchmal droht er damit, manchmal besänftigt er. Die permanente Meinungsänderung ist die einzige Konstante.

Während des Wahlkampfes hat Duterte freimütig gestanden, er leide unter einer bipolaren Störung. Der damalige Vizepräsident Binay hatte ihm nach jeder verbalen Entgleisung empfohlen, sich in die Psychiatrie einweisen zu lassen. Verteidigungsminister Delfin Lorenzana und Aussenminister Perfecto Yasay haben mittlerweile alle Hände voll zu tun, um die 180-Grad-Pirouetten ihres Präsidenten zu erklären. Aber wie soll man einen Mann kontrollieren, der sich selbst nicht unter Kontrolle hat?

Wer unter einer bipolaren Störung leidet, hat zahlreiche Gesichter:

1 — **Duterte der Antichrist**, macht die katholischen Bischöfe, diese «heuchlerischen Hurensöhne», für die Überbevölkerung und die damit verbundene Massenarmut verantwortlich.

Er propagiert Sexuaufklärung und die Dreikindfamilie.

2 — **Duterte der Umerzieher**, zieht Karaoke-Anlagen nach 22 Uhr den Stecker und sammelt minderjährige Kinder, Betrunkene und Männer mit nacktem Oberkörper ein. Wer grundlos hupt, was eigentlich alle tun, wird bestraft.

3 — **Duterte der Reformier**, plant ein föderalistisches Staatsmodell nach Schweizer Vorbild und die Inbetriebnahme des stillgelegten Atomkraftwerkes Bataan, das nie eine Wattstunde Strom produziert hat. In Metro Manila gibt es die ersten kostenlosen Strassenküchen für Arme.

4 — **Duterte der Nationalist**, Lapu-Lapu, der Wilhelm Tell der Philippinen, soll wieder ein nationaler Held werden, ausländische Kultureinflüsse sollen gestoppt, Dialekte gefördert und Songs wieder auf Tagalog gesungen werden.

5 — **Duterte der Sozialist**, im O-Ton: «Stop contractualization or I will kill you.» Wen will er eigentlich nicht töten? Mit «contractuals» sind ungelernete Temporärarbeiter ohne Arbeitsverträge und mit Tagespauschalen von vier Dollar gemeint.

6 — **Duterte der Anti-Amerikaner**. Er fordert die 107 US-Soldaten in Zamboanga City auf, das Land zu verlassen, und bestellt sein neues Kriegsmaterial in China, Japan und Russland.

Die USA werden nicht mehr lange tatenlos zusehen. Die Philippinen sind der wichtigste Standort für die Abhörstationen der National Security Agency (NSA) im pazifischen Raum. Sie brauchen die Drohnenlandeplätze in Mindanao, um den IS, der dort ein Kalifat ausrufen will, zu stoppen.

Vor wenigen Tagen besuchte Duterte Camp Tecson in Bulacan und übergab den Militärs eine explosive Liste mit den Namen von über tausend verdächtigen, ranghohen Staatsangestellten. Er deutete an, dass er möglicherweise seine sechsjährige Amtszeit nicht überleben werde. Die milliarden schweren Familienclans sind teilweise mit den Drogenbaronen verbandelt, die wiederum mit den Bombenlegern und Auftragskillern der Sayyaf-Terroristen zusammenarbeiten, die wiederum ihre Bestände mit zurückkehrenden IS-Kämpfern aufstocken.

Einer von Dutertes Leibwächtern wurde bereits mit Kopfschüssen niedergestreckt. In Dutertes Heimatstadt Davao riss eine Bombe im letzten Monat 15 Menschen in den Tod. Auf dem Awang-Flughafen wurden Vizebürgermeister Abdul Wahab Safal und seine Leibwächter verhaftet. Sie stehen im Dienst der Drogenkartelle und hatten eine Bombe im Gepäck. High Noon für einen Nationalsozialisten?

Claude Cueni ist Schriftsteller. Soeben erschien sein neuer Roman «Godless Sun». Offizin. 376 S., Fr. 31.90

# Extrem stolz

## Heikle Schweizer Verstrickungen in die kolumbianische Guerilla. Von Florian Schwab

Cartagena de Indias an der kolumbianischen Karibikküste, vergangener Montag: In einer pompösen Zeremonie haben Staatspräsident Juan Manuel Santos und der Anführer der linksextremen Farc-Guerilla, Timoleón Jiménez alias «Timoschenko», einen Friedensvertrag unterzeichnet – noch bevor die kolumbianische Bevölkerung am 2. Oktober darüber abstimmt, ob ihr das Resultat überhaupt genehm ist.

Wäre es nach dem Willen von Santos gegangen, so hätte die Feier – noch plakativer – am Uno-Hauptsitz in New York stattfinden sollen. Doch die amerikanische Justiz verweigerte den Farc-Repräsentanten das freie Geleit. Begründung: Sie seien an der Ermordung und Entführung von US-Bürgern mitschuldig und nach wie vor tief ins Drogengeschäft verstrickt.

Das Aussendepartement in Bern liess derweil wissen, es sei «stolz» auf die helvetische Rolle bei den Friedensverhandlungen, die sich in Havanna über viel Jahre hingezogen haben. Die Schweiz war dabei mit einem Gesandten beteiligt: Julian Hottinger, einem weit links politisierenden Grünen-Vertreter im Stadtrat von Lausanne. Zudem hat sich der Bundesrat bereit erklärt, das Abkommen in Bern zu verwahren. Als offizielle Garantestaaten des Abkommens fungieren allerdings das kommunistische Kuba und Norwegen.

Prompt wurden im *Tages-Anzeiger* Stimmen laut, die bedauern, dass die Schweiz bei den Friedensverhandlungen «fast jeden Einfluss» verloren habe, während sie früher mit Hottingers Vorgänger, dem Genfer Professor Jean-Pierre Gontard, das Vertrauen der Farc genossen habe. Die *Weltwoche* hatte im Jahr 2009 aufgedeckt, dass Gontard als Geldträger für die Farc fungiert hatte. Die Ermittlungen in Kolumbien wurden aber eingestellt, weil das oberste Gericht des Landes E-Mails, welche nach der Bombardierung eines Farc-Camps sichergestellt wurden, nicht als Beweismittel zuliess. Experten hegen allerdings keine Zweifel an deren Authentizität.

Aus rechtsstaatlicher Sicht ist jede Beteiligung der Schweiz an dem umstrittenen Friedensvertrag fragwürdig. Denn dieser gewährt den Farc innerhalb von Kolumbien Straffreiheit bei Verbrechen gegen die Menschlichkeit sowie im Fall von Drogenhandel. Zudem garantiert er den Farc bis zu zehn Prozent der Sitze im kolumbianischen Parlament. Das Dokument, das demnächst in Bern in eine Schublade wandert, trägt die Handschrift des Castro-Regimes. ○



Charakter des Landes: «Samschtig Jass» im Zürcher Hauptbahnhof mit SBB-Chef Meyer (l.), Gastgeberin Fasnacht (2. v. r.) und Nationalrat Büchler (r.).





Ikone der Woche

## Trumpf Rose

Von Rico Bandle

Bei der dritten und letzten Jassrunde blühte Monika Fasnacht richtig auf. Sie lupfte den Kartenstapel ab und verkündete erfreut: «Rose isch Trumpf.»

Darauf hatte sie die ganze Sendung über gehofft. Denn zur 800. Ausgabe des «Samschtig-Jass», der ältesten Fernsehunterhaltungssendung Europas, hat die Moderatorin sich die Fingernägel mit den Jass-Sujets lackieren lassen. Jene der linken Hand mit *Rose, Schilte, Eiche* und *Schälle*. Jene der rechten mit den Pendants der französischen Karten: *Härz, Egge, Schufle*, und *Chrüz*. Auf dem linken Daumnagel, den sie beim Halten der Karten der Kamera entgegenstreckte, war die Rose aufgemalt. Den Spruch dazu schien Monika Fasnacht schon lange vorbereitet gehabt zu haben: «Wenn ihr nicht mehr wisst, was Trumpf ist, könnt ihr einfach auf meinen Nagel schauen.»

Der «Samschtig-Jass» wurde 1968 von Kurt Felix erfunden – ein Geniestreich, lange vor dem Swissness- und Landleben-Boom. Wie sehr die Sendung den Charakter des Landes abbildet, zeigte sich bereits schon zu Beginn der Jubiläumsausgabe, die in der grossen Halle des Zürcher Hauptbahnhofs aufgezeichnet worden war. Als prominenter Gast war SBB-Direktor (der fremdländische Begriff «CEO» ist hier fehl am Platz) Andreas Meyer geladen. Radioreporter Reto Scherrer sprach wahllos Passanten an, ob sie gegen Meyer jassen wollten. Einer, der sich zur Verfügung stellte, war Köbi Bächler. Erst später stellte sich heraus, dass es sich bei ihm um einen CVP-Nationalrat aus St.Gallen handelt. Zu Scherrers Ehrenrettung: Unsereins hat von diesem Nationalrat auch noch nie gehört.

Doch so ist die Schweiz: Würdenträger laufen unauffällig im Bahnhof herum, und sie erhalten am Jasstisch keinerlei Vorzugsbehandlung. Bächler fiel dann trotzdem auf: Mit 36 Differenzpunkten erzielte er das mit Abstand schlechteste Resultat an dem Abend. Zu gewinnen gegeben hätte es ein Generalabonnement der SBB, Bächler lächelte sein schwaches Abschneiden weg: «Ich habe ja ohnehin schon eins.» (Nationalräte erhalten ein Generalabonnement geschenkt.)

Ganz nebenbei erwähnte Monika Fasnacht, dass an jenem Abend nicht nur der «Samschtig-Jass» ein Jubiläum feiere, sondern auch sie selbst. Es handle sich nämlich um ihre 400. Sendung, seit sie 1999 die Moderation von Jürg Randegger übernommen habe. Doch auch davon wurde kein grosses Aufheben gemacht: Es gab keinen besonderen Show-Act, keine pompöse Ehrung, es wurde einfach nur gejasst. Wenn auch mit auffallenden Fingernägeln.





Alles andere als windstill: Jolie, Pitt in «Mr. & Mrs. Smith», 2005.

## Hollywood

# Szenen einer Ehe

Die Geschichte von Brad Pitt und Angelina Jolie ist wie ein Märchen. Aber eines aus der Feder der Brüder Grimm.

Von Kathy Lette

Eigentlich sollten Hochzeiten nur in Lourdes vollzogen werden, denn es ist ein Wunder nötig, damit eine Ehe funktioniert – erst recht eine Prominenten-Ehe.

Doch ein Hollywoodpaar schien allen Erfahrungswerten zu trotzen. Ja, ich spreche von Angelina Jolie und Brad Pitt. Von ihrer ersten Begegnung an, 2004 auf dem Set von «Mr. & Mrs. Smith», ging es zu wie im Märchen. Prinz Brad mit den funkelnden Augen und dem gemeisselten Torso verfiel den gumbootartigen Lippen und den schwindelerregenden Kurven von Prinzessin Angelina, derentwegen die «Lara Croft»-Filme Kultstatus erlangt hatten. Brad und Angie waren beide so umwerfend schön, dass die Teppiche in den Fernsehzimmern von den sabbernden Zuschauern regelrecht schamponiert wurden.

Ausser den Speicheldrüsen wurden auch die Herzen aktiviert: durch Brangelinas Philanthropie. Jolie brachte es zur Uno-Sonderbot-

schafterin, zur Krebsvorsorgepionierin und zur anerkannten Regisseurin. Pitt erblühte vom jungenhaften Herzensbrecher zum Oscar-gekrönten Produzenten und Begründer wohl-tätiger Organisationen. Als Accessoires hatten

## Die Uno sollte die Beziehung der beiden zum Katastrophengebiet erklären.

sie immer ihre Podeste dabei, und man fragt sich, warum der Papst sie nie zu einer Heiligenschein-Anprobe in den Vatikan geholt hat.

Nach zehn Jahren glücklichen Konkubinats und sechs Kindern (drei biologischen und drei adoptierten) liefen sie doch noch in den Hafen der Ehe ein und spendeten mutmassliche 23 Millionen Dollar Fotogebühren für wohltätige Zwecke. Was wie im Märchen begonnen hatte, sollte nach unserem Gusto auch so enden,

also mit «So lebten sie glücklich und in Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute». Bloss, dass es im Hafen der Ehe alles andere als windstill war und Jolie letzte Woche die Scheidung einreichte. Die Geschichte von Brad und Angelina war ein Märchen, stimmt schon, aber eines aus der Feder der Brüder Grimm.

Die Astronomen behaupten, die Welt drehe sich um die Sonne. Wir Romantiker wissen, dass dem nicht so ist. Viel wichtiger sind die Gestirne am Firmament der Prominenz. Und seit zwei der hellsten plötzlich explodiert sind, dreht sich die Welt nicht mehr brav um ihre Achse, ist das Universum aus den Fugen geraten.

Was lief schief? Nun, Liebe ist eine ähnlich gute Vorbereitung auf das Eheleben wie ein Häkelkurs auf eine Weltumsegelung im Alleingang. Zwei Monate nach ihrer Hochzeit hatten Brad und Angelina auf einem Hotelbalkon in Sydney einen solchen Ehestreit, dass ihre Nachbarn sich nach einem friedlichen Kreuzfeuer im Gazastreifen sehnten. Ein Jahr lang wurden die beiden auf keinem roten Teppich mehr gesichtet, und man munkelte etwas davon, dass Angelina sich neben ihren Brüsten und Eierstöcken auch ein Bradpittom habe entfernen lassen.

Wenn beim Ehegelübde die Rede ist von «Freud und Leid» und «guten und schlechten



Zeiten», bleibt unklar, wie schlecht diese werden können. Es heisst, Angelina habe die Nase voll gehabt von Brads Saufen und Kiffen. Er wiederum habe keine Lust mehr gehabt, ständig mit sechs Kindern und sechs Nannys als Ballast um den Erdball zu düsen. Während er sich als Gesellschaftslöwe am wohlsten fühlt, zieht es sie eher zu Hunden, Underdogs genauer gesagt.

### Tröstliches Debakel

Um den Markenartikel Brangelina zu schützen, wurde einst alles unter dem Deckel gehalten. Doch dann ist der Dampfkochtopf explodiert, und jetzt haben wir die Sauerei. Der Kampf wird in den Klatschspalten ausgetragen. Angelina versucht, die Schuld ihrem Ehemann in die Designerschuhe zu schieben, und erzählt, seit seinem Ausbruch an Bord ihres Privatjets bange sie «um die Sicherheit der Kinder». Aus dem Pitt-Lager heisst es, die Gattin verbreite «böartige Lügen» und betreibe eine «Politik der verbrannten Erde». Mit anderen Worten: Die Uno sollte die Beziehung der beiden zum Katastrophengebiet erklären.

Es geht bei alldem nicht nur um das Sorge-recht für die sechs Kinder, sondern auch um ein gemeinsames Vermögen von immerhin 400 Millionen Dollar. Aber die werden bestimmt gerecht verteilt – zwischen den Anwälten. Auch in religiöser Hinsicht wirkt sich die Trennung auf das Ehepaar aus: Nach ihren jüngsten Erfahrungen wissen sie, dass es sehr wohl eine Hölle gibt.

Während der Rest der Welt noch darüber trauert, dass die beiden Superstars zu Supernovae verkommen sind, empfinde ich das Debakel als tröstlich: Wenn ein so perfektes Paar von so perfekter Schönheit mit solch perfekten Kindern und Karrieren zerbrechen kann, dann vermindert das den Druck auf uns gewöhnliche Sterbliche beträchtlich.

Über ein Drittel aller Ehen wird geschieden (und seien wir ehrlich: Es sollten viel mehr sein). Es gibt einen Grund, warum Scheidungen so teuer sind: weil sie es verdammt noch mal wert sind. Die Liebe mag blind machen, doch die Ehe macht hellsichtig.

Neue Forschungen haben ergeben, dass mehr als ein Drittel der befragten Eheleute nur deshalb verheiratet bleiben, weil sie befürchten, eine Scheidung würde als Scheitern empfunden. Mit glücklichen Ehen verhält es sich also ähnlich wie mit Orgasmen: Sie sind oft vorgetäuscht. Doch das Träumen lasse ich mir nicht nehmen: Schlagartig sind zwei der schönsten Menschen der Welt wieder zu haben. Pass auf, Brad, ich komme.

Kathy Lette ist eine australisch-britische Autorin. Sie hat vierzehn satirische Romane über den Krieg zwischen den Geschlechtern geschrieben. Zuletzt erschien von ihr «Courting Trouble» (Penguin Books). Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## Begegnungen

# Selfie mit John Travolta

In einem Luxushotel in Genf sass ich meinem Jugendschwarm gegenüber. Dann spürte ich seine Hand auf meiner Hüfte. Von Claudia Schumacher

«...Tequila in der Badewanne... <Pulp Fiction>...Uma hatte einen anderen Rausch... Kokain... bisschen Alkohol...» Während der leibhaftige John Travolta so vor mir sitzt, verwirrend real, und in seinen Erinnerungen von der Uma und dem Quentin schwelgt, muss ich an «Saturday Night Fever» denken.

Acht Jahre war ich alt, als ich den Film zum ersten Mal gesehen habe (zugegeben, etwas früh, aber wer grosse Brüder hat...). Wie der dünne Mann mit den schönen, leicht femininen Zügen da unter der Discokugel tanzte, mehr Schlange als Mensch, das war auch siebzehn Jahre nach Erscheinen des Films noch eine Sensation. Wir waren paralysiert. Mit Travolta verbinde ich meine ersten sexuellen Gefühle. Starkes Kinn, süsse Grübchen, volle Lippen und diese vibrierende Lebendigkeit in den Augen – wie lange muss man als Leiter einer Schauspielagentur wohl warten, bis man so ein Goldstück in die Hände kriegt? Der junge Travolta funktionierte für die Oma, die Mutter und die Tochter. Ein Kassenmagnet.

«Mein Sohn... grosser Fisch...», plaudert der Schauspieler, der längst zur Ikone geworden ist, währenddessen in dem luxuriösen Genfer Hotelzimmer munter weiter – und ich schaue auf seine Haare. Zu viel Botox, Perücke: nur zwei der abertausend Gerüchte, die über ihn kursieren. Ein Kollege erzählte mir, wie er Travolta vor vier Jahren mit «aufgesprayten» Ha-

ren am Zurich Film Festival gesehen habe – «das sah grauenhaft aus». Aber der Travolta, der vor mir sitzt, sieht erstaunlich gut aus in seinem Anzug. Hat er den Beauty-Doc gewechselt?

«Tom Hanks und ich ... Hollywood war so gut zu uns», sagt Travolta. Wie wir alle schaut er gern auf die lichten Momente seines Lebens zurück. Es hat auch andere gegeben. 2009 kam sein ältester Sohn bei einem Krampfanfall ums Leben. Und um Travoltas Mitgliedschaft bei Scientology rankten sich Gerüchte. Dass er aussteigen wolle, Scientology aber Pikantes aus seinem Privatleben wisse und ihn unter Druck setze. Dann geriet der Schauspieler auch immer wieder einfach in Vergessenheit. Das US-Magazin *The New Yorker* veröffentlichte einmal eine fiktive kleine Geschichte darüber, wie Travolta in einer Pizzeria steht und ihn nicht einmal der Typ mit dem «Pulp Fiction»-Shirt erkennt.

### Glück für Richard Gere

Dabei war Travolta in den Siebzigern und Achtzigern so gross wie kein anderer. Jede männliche Hauptrolle wurde zuerst ihm offeriert. Er war gar nicht in der Lage, alle guten Angebote wahrzunehmen – ein Glück für Richard Gere, der dadurch an seine Rollen in «American Gigolo» und «Ein Offizier und Gentleman» kam.

Zurzeit hat Travolta wieder drei Actionfilme in der Pipeline: «I am Wrath», «In a Valley of Violence», «The Life and Death of John Gotti». Wird es wieder ein grosses Comeback geben?

«Du siehst toll aus in Pink! Wie die junge Jessica Lange», sagt Travolta plötzlich – zu mir? Hui, ich bin ganz da! «Wenn ich an die Schweiz denke, stelle ich mir James Bond vor, wie er in Genf sitzt und mit einer umwerfenden Frau wie dir einen Drink nimmt», redet Travolta tatsächlich weiter. Wow. Will er jetzt etwa gegen das Gerücht kämpfen, er sei schwul? Aber dann freue ich mich einfach: Ein Kompliment von dem Typen aus «Saturday Night Fever» lässt die Achtjährige in mir jubeln. Dann machen wir ein Selfie. Oh, Travoltas Hand auf meiner Hüfte!

Danach geht er brav zurück zu Frau, Tochter und Sohn, bevor er, etwas später, als Testimonial von Breitling, flankiert von vielen bildschönen Frauen, deren Vater er sein könnte, einen grossen Auftritt hinlegt. RTL ist auch da. Am nächsten Tag packt Travolta seine Familie ins Flugzeug und fliegt die Maschine eigenhändig heim.

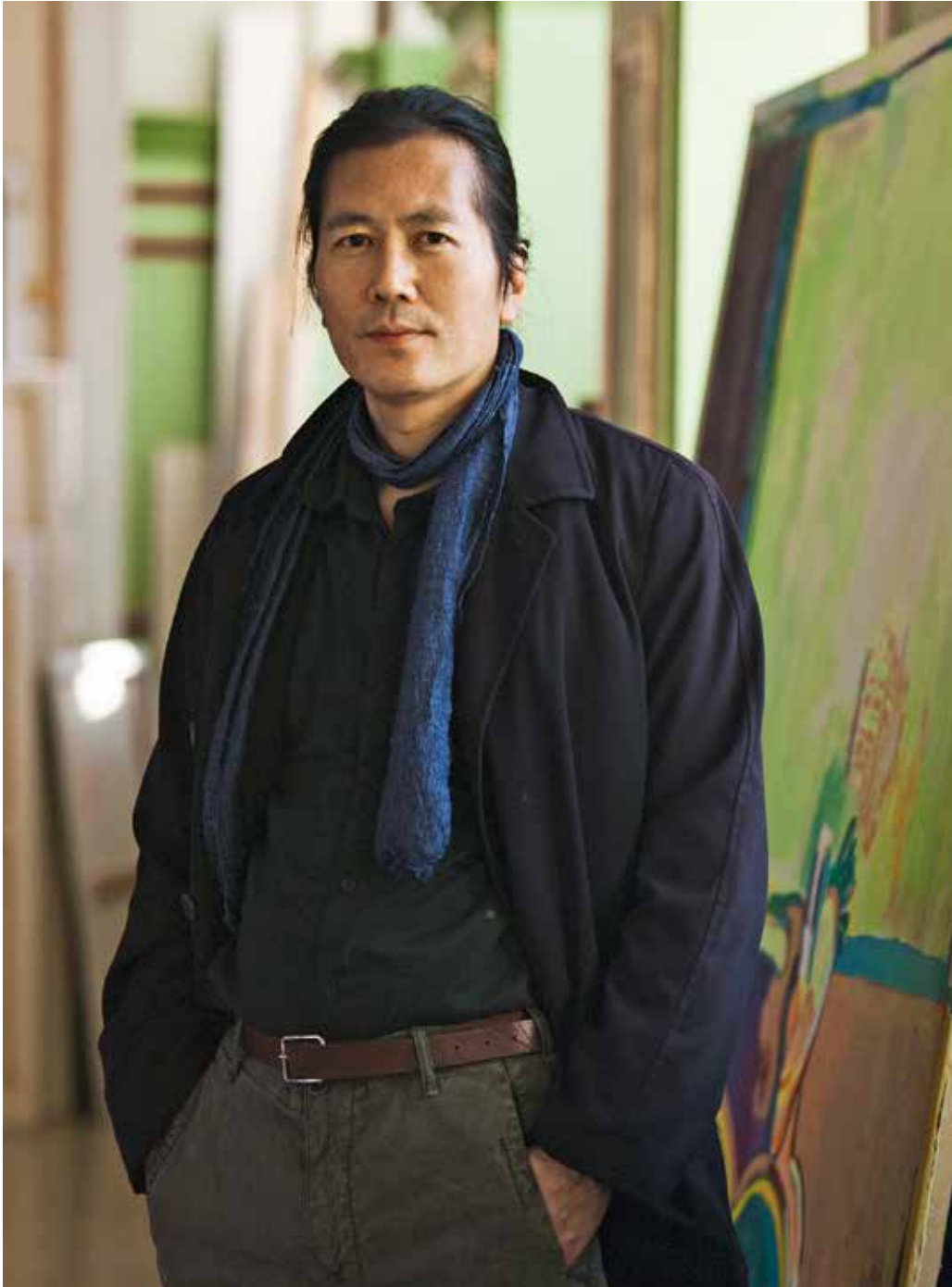


Verwirrend real: Autorin Schumacher, Travolta.

Das Interview von Claudia Schumacher mit John Travolta erscheint in der November-Ausgabe des *WW-Magazins*, das der *Weltwoche* beigelegt wird.

## Menschenfinsternis

Im neuen Buch «Die Austreibung des Anderen» beschreibt der deutsch-koreanische Philosoph Byung-Chul Han das Ende menschlicher Beziehungen. Die westliche Gesellschaft wird zur «geglätteten» Optimierungsmaschine. Von *Giuseppe Gracia*



«Wunden sind Rückseiten von Selfies»: Byung-Chul Han.

Wie schon in den Essays «Transparenzgesellschaft» (2012), «Im Schwarm» (2013) oder «Psychopolitik» (2014) analysiert Byung-Chul Han die Logik unserer Gegenwartskultur: «Ich beute mich freiwillig aus im Glauben, dass ich mich verwirkliche.» Für Han irren wir heute einsam durch den «digitalen Lärm» der Social Media. Freundschaft, Sex, Kinder, selbst Lebens-

krisen sind nur kurze Unterbrechungen der Produktivität und des Konsums. Eine Herrschaft der Optimierung, sekundiert von Kinderkrippen, Menschenbörsen für alle Bereiche und, im nachproduktiven Alter, von chemischen Mittelstötungen. Wissenschaft und Forschung sind Potenzmittel des Handels, Staat und Politik Human-Resources-Abteilungen.

Wer im Sog dieser Ökonomisierung nicht mithalten kann oder sich verweigert, den erwartet die Gnadenlosigkeit des positiven Denkens. Eine «Du-schaffst-es»-Industrie, die auf allen Kanälen Scheinkommunikation, Scheinerlebnis, Scheinauthentizität sendet. In immer höherem Tempo, bis alles Eigentümliche, Hemmende «geglättet» ist. Bis das «depressive Leistungssubjekt» nicht mehr fähig ist, aus sich herauszutreten. Dabei wäre gerade die Bekehrung zum Anderen «ein metaphysisches Antidepressivum».

Letztlich behauptet Byung-Chul Han den Verlust der menschlichen Person. Der Andere als Freund, als Geheimnis, als Verführung, als Hölle verschwindet. Stattdessen entfaltet sich der «Terror des Gleichen». Es gibt eine Unmenge an Erlebnis, Vernetzung, Option, Neuanfang, Ländertrips, doch wirklich begegnen tun wir nichts und niemandem. Überall nur die gleichen Scheingespräche, heruntergedimmt auf den risikofreien Austausch von Gefälligkeiten. Überall die gleichen Hoffnungen, Paarungsrituale, Trennungsrituale. Die gleichen Ideale und Wunschbilder: widerstandsfrei konsumierbar und integrierbar in die nächste Phase.

### Nicht einmal der Tod darf abgründig sein

«Die Diversität lässt nur systemkonforme Differenzen zu. Sie stellt die konsumierbar gemachte Andersheit dar», schreibt Han. Der Sinn für das Unverstandene, Unbekannte geht verloren. Wir erleben eine «digitale Abstandslosigkeit», die sämtliche «Spielformen von Nähe und Ferne» beseitigt. Die reale Zeit, der reale physische Raum für das Andere weichen der Totalvernetzung durch Social Media, die an Fremden und Anderen vorbei zum Gleichen, zum Gleichgesinnten führt, so dass der Erfahrungshorizont immer enger wird und uns in eine «endlose Ich-Schleife» verwickelt. Wir vereinzeln uns zu Unternehmern und Performern des Selbst, unfähig zur Solidarität, denn wenn alle ihr eigenes Lebens-Unternehmen sind, sind sie auch Lebens-Konkurrenten.

So gerät die menschliche Gemeinschaft ins Fegefeuer der Totalverwertung, wo alles in eine effiziente Form umgegossen wird, sogar das Unheimliche, Abgründige. Nicht einmal der Tod darf abgründig sein, sondern er bedeutet einfach das Ende von Produktion und Daseinskonsum. Deswegen die grassierende «Hysterie der Gesundheit», die nichts anderes ist als die «Hysterie der Produktion», die in einen «Leerlauf» ohne Lebendigkeit führt.

Wesentlich für das Denken von Byung-Chul Han ist Martin Heidegger, zu dem er doktoriert hat, aber auch die klassische Kapitalismuskritik eines Marx oder Horkheimer, der 1970, in einem Interview mit dem *Spiegel*, von einer Gesellschaft sprach, in der die «Sehnsucht nach dem Anderen» verschwunden sein wird.

Aus katholischer Sicht interessant ist der Vergleich mit «Das Ende der Neuzeit» (Würz-



burg 1950) des Theologen Romano Guardini. Für ihn ist die Vorstellung einer über die Natur hinausgehenden, geistbegabten, in sich würdigen, zur Freiheit berufenen Person an die Offenbarung Gottes als Person gebunden. Das Christentum als Fundament für unsere Idee des Personalen. Dass sich ein Anderer, ein freies Gegenüber zeigen und offenbaren kann – oder sich verschliessen –, diese Vorstellung ist für Guardini an die Offenbarung gebunden. Wird diese abgelehnt, verschwindet auch die Idee der Person aus dem kollektiven Gedächtnis. Symptom dieses Verschwindens ist für Guardini der Streit um «christliche Werte», der bereits eine Krise des Menschenbildes bedeutet und später ganz unverbindlich zum Streit über «Werte» werden wird, bis diese «Sentimentalitäten» schliesslich ganz verschwinden. Also auch hier, wie bei Han, das Verschwinden der Person.

Natürlich kann man Byung-Chul Han vorwerfen, dass er es sich mit der Ursachenanalyse viel zu einfach macht, indem er den «Neoliberalismus» als Grundübel aller Probleme verteuelt, blind für die gesellschaftlichen Leistungen liberaler Wirtschaftsordnungen. Dass er seine Thesen zu oft wiederholt und in einen geradezu alarmistischen Pessimismus verfällt. Dass er sich zwar postmarxistisch gibt, wenn er die Zwangsherrschaft durch Selbstausbeutung ersetzt – dass er den Menschen dann aber doch

historisch-materialistisch begreift, das heisst: allein als Produkt äusserer Umstände. Wo ist bei Han noch so etwas wie eine Innerlichkeit, eine Seele, eine tiefere Sehnsucht spürbar, woraus sich ebenfalls humane Kräfte entwickeln können? Wieso soll es das nicht mehr geben?

### Gespenster der Totaldigitalisierung

Trotzdem ist Han wichtig, nicht als Spezialist für Ursachen, aber für die pointierte Beschreibung von Phänomenen. Anders als einige gefeierte Intellektuelle flüchtet er sich nicht ins Angenehm-Gehobene, Wohltemperierte, Pseudo-Souveräne, was man alles konsumieren kann, ohne getroffen, ja verärgert zu werden. Auch die professorale Differenzierung mit maximaler politischer Unschärfe ist nicht seine Sache. Han möchte den Finger auf die

### Wer nicht mithalten kann, den erwartet die Gnadenlosigkeit des positiven Denkens.

Wunde legen. Zum Beispiel in Bezug auf die «Selfie-Sucht», die er nicht als Eigenliebe deutet, sondern als «Leerlauf des vereinsamten narzisstischen Ich». Wir sind Gespenster der Totaldigitalisierung, die einen fotografischen Beweis des eigenen Vorhandenseins suchen. «Um der quälenden Leere zu entkommen,

greift man heute entweder zur Rasierklinge oder zum Smartphone.» Damit bezieht sich Han auf das Ritzen, das heute bei Jugendlichen, die sich selbst Schmerzen zufügen und zum Beispiel in den Unterarm schneiden, gar nicht so selten anzutreffen ist. Mit der Rasierklinge können sich diese Jugendlichen wieder spüren. Und mit der glatten Oberfläche des Selfies ihre Leere ausblenden. «Wenn man sie [die Oberfläche] aber umwendet, stösst man auf die mit Wunden übersäten Rückseiten, die bluten. Wunden sind Rückseiten von Selfies.»

Solche Sätze gehören fest zu Han. Dabei argumentiert er nicht nur philosophisch, sondern mit Filmen und bildender Kunst, mit der Literatur eines Kafka, Barthes, Handke oder Paul Celan. Zweifellos gehört Han zu den lauten Kritikern der Gegenwart. Aber man hat es bisher nicht geschafft, seine Gedanken systemkonform zu glätten für den angenehmen Konsum. Gelegentlich versucht man, ihn als überschätzten Antikapitalisten ins Abseits zu stellen. Doch wer ihn genau liest, spürt das Erschrecken, ja den analytischen Schock über unsere kollektive Selbstentfremdung. Man spürt die geistige Gegenwehr des Anderen, Energischen, Angstvollen. Das ist mehr, als viele heutzutage bieten.

Giuseppe Gracia ist freier Autor und Informationsbeauftragter des Bistums Chur.

Mehr Auto fürs Geld  
[www.kia.ch](http://www.kia.ch)

## Attraktiver Family Car mit 7 Plätzen.

# Kia Carens

**Swiss Eco Edition**  
**Carens**

inklusive Euro-Paket von CHF 7'100.- **plus Euro-Bonus 2'850.- CHF**

Ihr Vorteil CHF  
**9'950.-\***  
gegenüber Modell Trend

**Mehrausstattung Swiss Eco Edition:**  
7" Navigationssystem mit Rückfahrkamera, Panoramaschichtdach, LED-Rückleuchten, Sitzbezüge Leder, Lichtsensor, 4 Leichtmetall-Winterräder 16", Bodenteppiche, Sonnen-/Eisschutz für Windschutzscheibe (Abdeckung), Safety Bag, Schlauch, Swiss Eco Edition Badge.

The Power to Surprise

Wer sagt denn, nur Kinder können Eltern bewegen? Der attraktive Family Car begeistert alle Mütter und Väter. Stilvoll mit konkurrenzloser Luxus-Ausstattung und viel Raum für Freizeit, Sport und Reisen. Der Carens überzeugt sowohl mit seiner schön gezeichneten Linie wie auch mit seinen grosszügigen inneren Werten. Und das sicher, komfortabel und sparsam.  
**1.6 L GDI Swiss Eco Edition man. 7-Plätzer CHF 25'100.-**

Abgebildetes Modell: Kia Carens 1.7 L CRDI Swiss Eco Edition man. 7-Plätzer CHF 27'100.-, 4.5 l/100 km (Benzinäquivalent 5,0 l/100 km), 118 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse B. Kia Carens 1.7 L CRDI Swiss Eco Edition aut. 7-Plätzer CHF 28'700.-, 4,8 l/100 km (Benzinäquivalent 5,4 l/100 km), 127 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse B. Kia Carens 1.6 L GDI Swiss Eco Edition man. 7-Plätzer CHF 25'100.-, 6,2 l/100 km, 143 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse E. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 139 g CO<sub>2</sub>/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.). \* Die Aktion ist gültig auf gekennzeichnete Fahrzeuge bis 31.10.2016 oder solange Vorrat. Bei allen Preisen Euro-Bonus CHF 2'850.- und Euro-Paket CHF 7'100.- inbegriffen.

**Rechnungsbeispiel 3,9% Leasing:** Carens 1.6 L GDI Swiss Eco Edition, Listenpreis CHF 27'950.- minus Euro-Bonus CHF 2'850.-, Nettopreis CHF 25'100.-, Leasingrate CHF 291,05, Leasingzins 3,9%, eff. Leasingzins 3,97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), obligatorische Vollkasko nicht inbegriffen. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, wenn sie zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führt.





A woman in a dark blue jacket is looking down at a child in a stroller. The child is wearing a red hat and a dark jacket, and is holding a colorful knitted blanket. The woman has a basket of green and white items on her shoulder. The background is slightly blurred, showing other people in a public setting.

**GELESEN**

**«Bei der Kinderbetreuung ist die Schweiz ein Entwicklungsland»**

**GELESEN**

**«Wenn Kinder den Lebenslauf «ruinieren»**



## «Viel Wade, wenig Gehirn»

In einem Essay liess sich der kommunistische Vordenker Friedrich Engels 1847 über die Schweiz aus. Er sprach von «brutalen und bigotten Bergstämmen», die den Fortschritt verhinderten. *Von Maurus Federspiel*

Sie sind die berühmtesten Geisterbeschwörer aller Zeiten: «Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus», frohlockten Karl Marx und Friedrich Engels (1820–1895) in ihrer zentralen Programmschrift. Wie Exorzisten wissen, neigen Spukgestalten manchmal zu einer kurios-derben Sprache; die Schimpftirade, die sich durch Engels in seinem Essay «Der Schweizer Bürgerkrieg», erstmals erschienen 1847, über die Schweiz ausgiesst, ist durchaus «Ghostbusters»-würdig.

«Die Urschweizer waren ebenso stark und ebenso dumm wie ihre Ochsen», stellt Engels fest. Es seien «rohe Hirten» mit «wenig Gehirn, aber viel Wade», ja «rohe Urgermanen» in «tierischem Zustand», und sie bildeten «brutale und bigotte Bergstämme, die sich störrisch gegen die Zivilisation und den Fortschritt stemmen!». Deren Nachfahren würden sich in «unaufhörlicher Grossprahlerei» die «Enkel Tells und Winkelrieds» nennen, und ihre Kantonsouveränität sei nichts anderes als «das Recht, in Ewigkeit nach Belieben dumm, bigott, brutal, borniert, widersinnig und käuflich zu sein», wobei sich die Borniertheit etwa darin äusserte, dass hier «alle Häuser auf dieselbe Weise gebaut, alle Kühe auf dieselbe Weise gemolken, alle Zöpfe auf dieselbe Weise verfertigt, alle Kinder auf dieselbe Weise» gemacht werden.

Der Text ist von einer geradezu trunkenen Frivolität. Es ist der schadenfreudige Tonfall des berauschten Siegers – oder wenigstens dessen, der sich kurz vor einem Sieg glaubt.

### «Auswüchse eines ungesunden Körpers»

Um zu verstehen, warum sich Engels – ein durchaus heiterer Lebemensch – so erhitzt, muss man zunächst zur Kenntnis nehmen, dass die Schmähreden gegen die Schweiz eigentlich ein Kompliment darstellen, vergleicht man sie mit Engels' knappem Urteil gegen die Bretonen, Gälen, Basken, Slawen: «Völkerabfälle».

Engels und Marx hatten ja für ihre Zeit die Generalvertretung des hegelschen «Weltgeistes» inne – dessen Dialektik von These und Antithese sie in das Auf und Ab der Klassenkämpfe übersetzten. Nach ihrer Geschichtsauffassung begegnen sich Sklaven und Sklavenhalter, Leibeigene und Feudalisten, Arbeiter und Kapitalisten als Polaritäten, die sich gegenseitig aufheben, wobei am Ende der Geschichte im Triumph des Proletariats endlich die «klassenlose Gesellschaft» hergestellt würde. Problematisch war hierbei die Existenz von «Völkerrui-

nen», in denen sich wegen mangelnden Fortschritts gar nie eine Bourgeoisie herausgebildet hatte; denn wie sollte sich eine Klasse gegen die andere erheben, wenn es überhaupt keine Klassen gab? Diese Volksgemeinschaften mussten in «gänzlicher Vertilgung oder Entnationalisierung» enden.

Die Schweiz sah er hingegen nicht ganz verloren. Es wurde ja gerade der Sonderbundskrieg ausgetragen, also der Konflikt zwischen den katholischen Bergkantonen und der Tagsatzung, die unter dem Eindruck von liberalen Fortschrittsideen stand. Engels dürfte sich schon die Hände gerieben haben, als er schrieb: «Hoffentlich werden die Exekutionstruppen ihr möglichstes tun, um aller Biederkeit, Urkraft und Einfalt den Garaus zu machen.» Er meinte: «Die Urschweizer müssen noch mit ganz anderen Waffen bekämpft werden als mit blosser Spott», sie seien «durch keine andern Gründe zur Raison zu bringen als durch Kanonenkugeln». Tatsächlich kapitulierte der Sonderbund bald, und die Schweiz wurde zum modernen Bundesstaat umgebaut.

Aber Engels hatte sich zu früh gefreut: Die gesamteuropäische Revolution von 1848 scheitert zugunsten der konservativen Kräfte und der Monarchie, die Proletarier erhoben sich nicht. In der Schweiz etabliert sich eine feste bürgerliche Gesellschaftsordnung. In einem zweiten Essay

sechs Jahre später (1853), in dem er auf «Die politische Lage der schweizerischen Republik» blickt, wirkt er ernüchtert. «Das Erdbeben, das ganz Europa erzittern liess, löste selbst bei den radikalen Schweizern keine andere Reaktion aus als die, dass dieses Erdbeben einem ihrer konservativen Nachbarn die gewohnte Ruhe nehmen und ihn dadurch verdriesslich stimmen könnte.» Immerhin hegt er noch die fromme Hoffnung, dass, wenn die Nationen Europas «die Fähigkeit, frei und normal zu handeln, wiedererlangt haben», von den «neutralen Staaten» wie der Schweiz, diesen «Auswüchsen eines ungesunden Körpers», schliesslich «keine Spur mehr zu finden sein» werde. Eine zweite Enttäuschung musste er nicht mehr miterleben.

Die «Auswüchse» konnten sich jedenfalls behaupten. Offenbar hatte der marxistische Vordenker aber tatsächlich einen guten Instinkt für Volksidentitäten: «Es gibt zwei Gegenden in Europa, in denen sich die alte christlich-germanische Barbarei in ihrer ursprünglichen Gestalt beinahe bis aufs Eichelfressen erhalten hat, Norwegen und die Hochalpen, namentlich die Urschweiz.» Ob das Eichelfressen gerade diese beiden Länder vor der EU-Mitgliedschaft hat zurückschrecken lassen? Sollten Engels' Zuordnungen noch heute Gültigkeit haben, so fiel die Brüsseler Zentralregierung unter eine seltsame Assoziation zum «demokratischen Proletariat»: «Das demokratische Proletariat, wenn es jetzt wieder zur Herrschaft kommt, wird nicht nur jedes Land für sich, sondern sogar alle zivilisierten Länder zusammen so bald wie möglich zentralisieren müssen.»

Friedrich Engels' «Der Schweizer Bürgerkrieg» und «Die politische Lage der schweizerischen Republik» sind 1970 gemeinsam im Büchlein «Über die Schweiz» beim Zürcher Verlag der Arche erschienen.



Zu früh gefreut: Revolutionär Engels (1820–1895).

## Top 10

### Knorr's Liste

- 1 **The Beatles: Eight Days a Week** ★★★★★  
Regie: Ron Howard
- 2 **The Light Between Oceans** ★★★★★  
Regie: Derek Cianfrance
- 3 **Sing Street** ★★★★★  
Regie: John Carney
- 4 **Médecin de campagne** ★★★★★  
Regie: Thomas Lilti
- 5 **Wiener-Dog** ★★★★★  
Regie: Todd Solondz
- 6 **Vor der Morgenröte** ★★★★★  
Regie: Maria Schrader
- 7 **Jason Bourne** ★★★★★  
Regie: Paul Greengrass
- 8 **Toni Erdmann** ★★★★★  
Regie: Maren Ade
- 9 **Tschick** ★★★★★  
Regie: Fatih Akin
- 10 **The Magnificent Seven** ★★★☆☆  
Regie: Antoine Fuqua

### Kinozuschauer

- |   |        |
|---|--------|
| 1 (-) <b>Bad Moms</b>                           | 18 941 |
| Regie: Jon Lucas, Scott Moore                   |        |
| 2 (-) <b>The Magnificent Seven</b>              | 12 118 |
| Regie: Antoine Fuqua                            |        |
| 3 (1) <b>The Purge: Election Year</b>           | 6 489  |
| Regie: James DeMonaco                           |        |
| 4 (3) <b>Now You See Me 2</b>                   | 5 121  |
| Regie: Jon Chu                                  |        |
| 5 (4) <b>SMS für dich</b>                       | 4 151  |
| Regie: Karoline Herfurth                        |        |
| 6 (5) <b>Nerve</b>                              | 3 791  |
| Regie: Ariel Schulman, Henry Joost              |        |
| 7 (2) <b>The Secret Life of Pets</b>            | 3 194  |
| Regie: Chris Renaud, Yarrow Cheney              |        |
| 8 (6) <b>Mike &amp; Dave Need Wedding Dates</b> | 2 827  |
| Regie: Jake Szymanski                           |        |
| 9 (7) <b>Suicide Squad (3-D)</b>                | 2 822  |
| Regie: David Ayer                               |        |
| 10 (9) <b>Mechanic 2: Resurrection</b>          | 2 561  |
| Regie: Dennis Gansel                            |        |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

- 1 (-) **X-Men:Apocalypse** (Fox)
- 2 (-) **Angry Birds** (Sony)
- 3 (1) **Bibi und Tina 3** (Tudor)
- 4 (2) **The Jungle Book** (Disney)
- 5 (3) **Gods of Egypt** (Ascot Elite)
- 6 (-) **Bad Neighbors 2** (Universal)
- 7 (7) **The Huntsman & The Ice Queen** (Universal)
- 8 (-) **Rage – Tage der Vergeltung** (Ascot Elite)
- 9 (6) **Triple 9** (Ascot Elite)
- 10 (10) **Zoomania** (Disney)

Quelle: Media Control



Zwischen allen Stühlen: «Show Me a Hero».

### Serien

## Yonkers ist überall

Nach der gefeierten und brandaktuellen Miniserie «Show Me a Hero» ist nun auch die journalistische Vorlage in deutscher Übersetzung erschienen. *Von Wolfram Knorr*

Am 3. 11. 1987 wurde der 28-jährige Nick Wasicso Bürgermeister von Yonkers, einer Stadt im Staat New York mit 188 000 Einwohnern. Er war der jüngste in den Vereinigten Staaten und empfand darüber mächtig viel Stolz. Der allerdings sollte ihm bald vergehen. Ein Bundesgericht hatte schon lange vor seiner Wahl die Stadt der Rassentrennung beschuldigt, und Bundesrichter Leonard B. Sand, der den Fall übernahm, beschäftigte die Frage, ob es Zufall oder Absicht war, dass bei einer Gesamtfläche von über fünfzig Quadratkilometern Schwarze und Latinos nur auf rund drei Quadratkilometern leben mussten. Sand entschied, dass dies kein Zufall, sondern gewollt war, und versetzte damit die Stadt in ein Pulverfass. Als es explodierte, wurde Nick Bürgermeister.

### Packendes Polit-Gerangel

Der brisante Fall ist keine Fiktion, sondern eine wahre Geschichte, die die New Yorker Journalistin Lisa Belkin akribisch recherchierte und unter dem Titel «Show Me a Hero» als spannendes Sachbuch 1999 veröffentlichte. Eigentlich nicht unbedingt ein Stoff, der eine filmische Umsetzung herausfordert. Doch den bewährten und preisgekrönten Serien-Spezialisten David Simon («The Wire») hat genau dieser Fall gereizt, und so filterte er aus der Vorlage eine brandaktuelle Miniserie (sechs

Folgen) heraus, die alles enthält, was ein Drama packend macht und weltweit die Gemüter erregt: Macht, Intrigen, Rassismus, Xenophobie und Statusängste («Wir sind keine Rassisten, aber unsere Häuser fallen im Wert»). All das mit emotionaler Verve so zu verknüpfen, dass das Polit-Gerangel den Zuschauer nicht aussteigen lässt, ist ein Kunststück. In Belkins Buch und Simons Verfilmung steht nicht Wasicso allein im Zentrum, sondern auch Vertreter der Minderheiten und weisse Mittelständler. Parteilichkeit wird vermieden. Eine wichtige Rolle kommt der weissen Hausfrau Doreen Henderson zu (in der Serie von Natalie Paul gespielt), die zu den heftigsten Integrationsgegnern gehört. Wasicso (brillant verkörpert von Oscar Isaac), der seinen langjährigen Vorgänger (Jim Belushi) ablöst, erwischt Richter Sands (Bob Balaban) Entscheidung voll, Wohnungen in bisher allein von Weissen bewohnten Vierteln bauen zu müssen. Zweistöckige Reihenhäuser, hingegen keine Hochhäuser, denn die seien Ursache der Verwahrlosung. In Reihenhäusern dagegen sei jeder Mieter für seine Wohnung verantwortlich. «Hier geht es nicht darum, Helden zu schaffen», sagt Sander. «Hier geht es darum, dass diese Wohnanlagen gebaut werden.»

«Show me a hero and I'll write you a tragedy», zeig mir einen Helden, und ich schreib



dir eine Tragödie, heisst es bei F. Scott Fitzgerald. Lisa Belkin entnahm dem Zitat ihren Titel, weil der Irrsinn aus allen nur tragische Figuren macht. Und Nick Wasiczko, am Anfang zwischen allen Stühlen, wird zum grössten Verlierer. Zwei Jahre nachdem er sich fürs Projekt entschieden hat, strafen ihn die Wähler vernichtend ab. Er verliert die Wiederwahl, versucht sich aber mit Gruppen- und Parteiwechselln immer wieder als Bürgermeisterkandidat einzubringen. Vergeblich. Bei seinen Polit-Rankünen verprellt er nicht nur seine Frau, sondern auch eine Kollegin und Weggefährten. Nur einer bleibt unverrückbar wie ein Fels im Sturm: der Richter. Bald wird die Stadt zu einer Strafzahlung von hundert Dollar pro Tag verdonnert, die sich von Tag zu Tag verdoppelt, bis Yonkers bankrott ist. Erst danach rauft sich der heillos zerstrittene Stadtrat zusammen und akzeptiert die Neubauten. Die handgreiflichen Polemiken dauerten bis Anfang der neunziger Jahre. Wenn es so etwas wie Sieger gab, dann jene Sozialhilfebezügler, die in die Reihenhäuser einziehen durften.

Regisseur Paul Haggis («L.A. Crash») gelang ein furios inszeniertes Drama in brillanter Besetzung und in einer Ausstattung, die exakt die achtziger Jahre bis in kleinste Details wiedergibt. An Aktualität hat das nicht verloren, im Gegenteil. Yonkers ist überall, seit der Flüchtlingsproblematik nun auch bei uns.



Brillante Besetzung: «Show Me a Hero».

## Fragen Sie Knorr

**Tommy Lee Jones wurde gerade siebzig. Warum wird er unterschätzt? Für mich gehört er in die Reihe der ganz grossen Charaktertypen, wie sie nur Hollywood hervorbringt. H. K. per E-Mail**



Der wird nicht unterschätzt. Mit seinem Furchengesicht, als sei es von Amboss und Hammer in einer Schmiede des Teufels geformt worden, hat er sich seit «The Fugitive» (1993) als martialischer Knurrhahn ganz nach vorne gespielt, auch in hyänenboshaften Nebenrollen. Haften bleibt er immer. Er gehört nicht

«Die Häuser», schreibt David Simon im Nachwort zu Belkins Buch, «gibt es immer noch. Menschen wohnen in ihnen, ruhig, zusammen mit anderen, die genauso ruhig in der Nachbarschaft leben. Aber wir sind nicht bereit, zu lernen. [...] Unglaublicherweise ist die Schlacht um Yonkers im Jahre 1987 heute immer noch derselbe Streit, und er dauert weiter an.»

★★★★

Show Me a Hero: Miniserie (6 Folgen)

Lisa Belkin: Show Me a Hero. Ullstein. 441 S., Fr. 20.90



Übersinnliche Phänomene: «Stranger Things».

**Stranger Things** — Die Rückkehr in die achtziger Jahre scheint beliebt zu sein, wie sehr, demonstriert mit besonderer Behaglichkeit die Mystery-Serie um seltsame Experimente in einem unheimlichen Forschungslabor der CIA in der Nähe einer Kleinstadt. Opfer der Fummeleien ist ein Mädchen (Milly Bobby Brown), dem die Flucht gelingt und das von einer Gruppe von Jungen versteckt wird. Als dann auch noch einer von ihnen verschwindet und für tot gehalten wird, kommt es zu übersinnlichen Phänomenen. Vor allem die Mutter (Winona Ryder) des scheinbar Toten gerät in Turbulenzen. Die von den Zwillingbrüdern Matt und Ross Duffer erdachte und entwickelte Serie ist eine wunderbare und extrem spannende Mixtur aus Steven Spielbergs «E.T.» und Stephen Kings «Feuerkind». Die 1. Staffel läuft auf Netflix.

★★★★

nur zu den bestbezahlten Stars, sondern auch zu den furchtlosen. Immerhin hatte er den Mut, bei zwei Filmen Regie zu führen, die alles andere als kommerziell waren: «The Three Burials of Melquiades Estrada» (2005) und «The Homesman» (2014). Beim zweiten führte er nicht nur Regie, sondern schrieb auch das Drehbuch. Der Mann hat Klasse und in Harvard über den Katholizismus im Werk von Flannery O'Connor die Abschlussarbeit geschrieben.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Die vielen Zungen des Emile Parisien

Von Peter Rüedi

Emile Parisien ist eine der starken, eigenen, willigen, virtuosen und witzigen Stimmen im neuen französischen Jazz, mit seiner klassischen Ausbildung ein Beispiel auch für das Erstarren der europäischen Elemente im Jazz. Während das in vielen Fällen eine verkopfte Musik bedeutet oder ein Übergewicht der Komposition über die Improvisation oder der Konstruktion über das Spielerische, ist der 1982 in Cahors geborene Saxofonist bei aller technischen Brillanz und kompositorischen Klugheit ein *joglar* geblieben, ein Entertainer mit clownesken Zügen. So heisst auf seiner jüngsten CD mit Manu Codjia (gt), Simon Tailleu (b) und Mario Costa (dr) nicht zufällig ein dreiteiliges Stück «Le clown tueur de la fête foraine» (welch Letzteres den Jahrmarkt meint). Prominentes Mitglied der Band auf «Sfumato» ist Joachim Kühn. Die Partnerschaft zwischen dem Jungspund aus Okzitanien (nun ja, 34 ist er auch schon) und der deutschen Jazzpiano-Legende mit Jahrgang 1944 (der DDR-Exilant ist Wahlpariser seit vielen Jahren) ist eine zwischen zwei Wahlverwandten. Beide sind sie Virtuosen, die sich nicht in Schnellfingerkünsten leerlaufen, sondern immer auch Melodien in Szene setzen. Beide teilen sie die Bewunderung für Ornette Coleman, namentlich auch dessen balladeske Seiten («Lonely Woman») – Kühn hat mit Ornette aufgenommen, Parisien wirkte mit bei einer Ornette-Hommage. Wo sich ihre Musik dem «Free Jazz» nähert, ist es der von Ornette, also einer aus Bauch und Blues. Daneben gibt es viel anderes: Bezüge zur Volksmusik, «klassische» Referenzen, Versuche, den Duktus des Bebop ins 21. Jahrhundert zu transferieren (die Humoreske «Poulp»), balladeske Nachdenklichkeiten («Préambule», «Balladibiza»). Nicht wenige CDs (und nicht die schlechtesten) kommen mit zwei, drei Einfällen aus. Diese ist das Gegenteil. Ein vielfach gebrochenes, schillerndes Panoptikum. An zwei Titeln ist noch Michel Portal an der Bassklarinette beteiligt und Parisiens häufiger Partner, der Akkordeonist Vincent Peirani. Ein Feuerwerk von, nebst allem, grossem Unterhaltungswert.



Emile Parisien Quintet  
with Joachim Kühn: Sfumato.  
ACT 9837-2

## Fülle des Lebens

Gutbesuchte Vernissage von Eugenia A. Burgo; die Druckerei Hürlimann feiert den 120. Geburtstag. Von Hildegard Schwaninger



Begabt: Künstlerin Burgo (M.), Aviva Ritter (l.), Petra Becher im Zürcher «Gustav».

Die Malerin **Eugenia A. Burgo** ist hyperaktiv auf Facebook, fleissig in ihrem Atelier und gut vernetzt mit Kunsthändlern und Kunden, vor allem aber ist sie: eine attraktive Frau. Ihretwegen gab der Medienmanager **Tobias Trevisan** seinen hervorragend dotierten Job bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf. Jetzt leben beide in Zürich, der Basler Geschäftsmann und die schweizerisch-amerikanische Künstlerin.

Eugenia Burgo ist eine begabte Künstlerin, hat in Boston und Florenz studiert und auf der ganzen Welt ausgestellt. Kürzlich lud sie zur Vernissage ins «Gustav». Dass sie gut eingebettet ist in der Zürcher Kunstschickeria, sah man an der recht vielfältigen Gesellschaft, die da war: Leute aus der Modeszene, aus der Werbebranche und der Kunstwelt, eventuell ein paar



Peter di Gallo mit Schwiegertochter Cindy.

Sammler und potenzielle Kunden (das weiss man ja nie so ganz genau). Burgo beherrscht die Maltechnik, ihre Bilder sind gross, zeigen Motive aus der Natur: Blumen, Blätter, Muscheln, Früchte – Motive, wie man sie auf den Halstüchern gutsituierter Damen sieht. So meint auch ihre umtriebige Agentin **Bettina Muggler**, Burgos Bilder seien ideal «fürs Büro eines weiblichen CEO». Bilder, passend zum Foulard.

Im Trubel der Vernissage stand Tobias Trevisan, der ganz früher (bis 2005) bei der NZZ war und heute freischaffender Medienmanager ist. Wie ein Fels in der Brandung behielt er den Überblick.

Der Besitzer des «Gustav», **Peter di Gallo**, hat mit **Antonio Colaianni** (früher «Mesa») einen Starkoch engagiert, um das Restaurant in der Europaallee auch für Gourmets attraktiv zu machen. Das «Gustav» ist ein Hotel für Dauergäste: oben Business-Apartments, unten eine Altersresidenz. Die Residenz und die Apartments managt **Diana Frei**. In den Wohnungen platzierte sie Bilder von Eugenia Burgo, die den Bewohnern die Schönheit der Natur und die Fülle des Lebens vorführen. An der Vernissage-Party (Burgo trug ein grünes Seidenkleid) sah man «Seidenmann» **Andreas Hurr**. In seinem Geschäft am Limmatquai verkauft der Textildesigner von Künstlerhand kreierte, im Appenzell von Hand gearbeitete Seidentücher und Krawatten, qualitativ in der Tradition von

Fabric Frontline, wo er die Ausbildung machte. Für Andreas Hurr hat Eugenia Burgo mal ein Seidentuch entworfen. Der Künstler **Daniele Buetti** war da sowie zahlreiche Galeristen – **Christophe Guye** (Fotografie), **Roman Plutschow**, **Joe Felchlin**, **Miki Wick Kim**, **Fabian & Claude Walter**, Neurochirurg **René Bernays**, Fotograf **Willy Spiller** (zeigt demnächst seine New-York-Bilder in der Galerie des Restaurants «Au Premier» der Familie Candrian).

Glücklicherweise gibt es noch Menschen, die Werte hochhalten, die uns heute altmodisch erscheinen. So etwa das Verschicken von gedruckten Hochzeitseinladungen, Geburtsanzeigen, Jubiläumsankündigungen auf hochwertigem Papier. Dank ihnen kann die älteste Druckerei in der Zürcher Altstadt ihr 120-Jahr-Jubiläum feiern. Die Druckerei Hürlimann besteht seit 1896 an der Trittligasse, in einem spätmittelalterlichen Haus mitten im Zürcher Oberdorf, in dem 1485 bis 1489 Bürgermeister **Hans Waldmann** wohnte. Gegründet von **Gottlieb Hürlimann**, wird die Druckerei heute von **Robert Hürlimann**, einem gebürtigen Küsnachter, in vierter Generation geführt – ein Familienbetrieb mit 23 Mitarbeitern. Äusserste Sorgfalt wird auf gutes Handwerk und erstklassige Qualität gelegt, egal, ob man ein Magazin für einen Grosskunden oder einen Hochzeitsflyer produziert. So gibt es Stammkunden, die schon seit hundert Jahren auf die



Druckerei Hürlimann an der Zürcher Trittligasse.

Dienste der Druckerei Hürlimann setzen. Die Firma hat sich durch die Jahrzehnte, die vor allem in ihrer Branche durch extreme technische Veränderungen geprägt sind, dank Kundennähe und Innovationskraft bewährt. Die Druckerei Hürlimann ist auch umweltbewusst: Wo immer möglich, werden Lieferungen mit dem Velokurier transportiert. Die Jubiläumsfeierlichkeiten finden heute, am 29. September, statt. Vor dem Abendprogramm, am Vormittag, bei Kaffee und Gipfeli, zeigt Robert Hürlimann die aktuellsten Trends: die Lasermaschine Dugicut und den Handschriftroboter Sophie. Neugierige willkommen!

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Unterm Magnolienbaum

Die Sales-Managerin Sandra Rupp, 46, und der Kundendienstleiter Martin Saxer, 50, haben kürzlich geheiratet. Gratuliert hat auch Stefanie Heinzmann.



«Das schönste Geschenk»: Ehepaar Rupp-Saxer.

**Sandra:** Kennengelernt haben wir uns über eine Online-Plattform. Martin war dort schon länger unterwegs und hatte bereits diverse Dates gehabt. Ich war ein Neuling und habe mich mehrmals gefragt, was ich dort überhaupt mache. Wir unterhielten uns über den Alltag, die Kinder und die Arbeit. Zum ersten Treffen kam er zu spät und mit dem Handy am Ohr. Ich dachte: «Das darf doch nicht wahr sein.» Der Abend verlief allerdings positiv.

**Martin:** Wir besuchten ein Konzert von Stefanie Heinzmann, gingen danach essen und später noch auf einen Schlummertrunk. Wir verabschiedeten uns, ohne ein weiteres Treffen auszumachen, haben aber schnell gemerkt, dass wir uns wiedersehen möchten.

**Sandra:** Wir trafen uns vor den Ferien erneut, nun zusammen mit den Kindern. Dass es alle gut miteinander können, war uns wichtig. Nach den Ferien lud ich ihn zu mir nach Hause ein. Unter dem Magnolienbaum assen, lachten und redeten wir zusammen mit meiner Tochter. Danach war für uns beide klar, dass wir es gemeinsam versuchen wollen.

**Martin:** Die Liebe ist das schönste Geschenk überhaupt. In unserem Alter sind wir uns allerdings bewusst, dass es für eine ewige Liebe

keine Garantie gibt. Es ist ein ständiges Arbeiten an sich selbst und an der Beziehung.

**Sandra:** Gemeinsam die alten Brücken abzubauen, unsere beiden Liegenschaften zu verkaufen und ein neues Heim aufzubauen, war eine grosse Entscheidung. Doch zu diesem Zeitpunkt waren bereits viele Voraussetzungen erfüllt. Ich wollte vor allem Sicherheit und Geborgenheit und dass man meine Einzigartigkeit respektiert.

**Martin:** Meine Wünsche waren bescheidener: Sie soll mit mir verrückte Sachen unternehmen und die Zweisamkeit pflegen.

**Sandra:** Martin schenkte mir eine Geburtstagsreise nach Prag. Als wir im Hotel ankamen, erwarteten mich im Zimmer Rosenblätter auf dem Bett, eine Flasche Prosecco und Erdbeeren. Da dachte ich mir: «Jetzt ist es so weit.» Doch falsch gedacht. Er schleppte mich in die Stadt mit einer Eile, die ich nicht verstand. Dabei lotste er mich zur und auf die Karlsbrücke. In der Mitte hielt er an. Er erklärte mir, dass auf dieser Brücke Wünsche in Erfüllung gehen und er sich vor Jahren hier seine Kinder gewünscht hat. Aus seinem Rucksack nahm er eine kleine Schatztruhe mit drei kleinen Briefumschlägen. Auf dem ersten Zettel stand: «Es ist kein Zufall, dass wir hier sind.» Auf dem zweiten: «Möchtest du mich heiraten?» Und der dritte Zettel besagte: «24.06.2016, Schloss Liebegg in Gränichen – Sandra & Martin. Noch Fragen?» Nein. Ich war sehr glücklich, auch weil die Ehe für uns beide das Gleiche symbolisiert: Stabilität, Gemeinsamkeit, Geborgenheit, Zufriedenheit.

**Martin:** Auf unseren Dankeskarten steht: «Der Prinz und seine Prinzessin haben ihren schönsten Tag in einem wunderbaren Schloss gefeiert. Freunde und Familien waren Teil unseres Märchens, und der ganze Tag war gekrönt von wunderbaren Augenblicken.»

**Sandra:** Ich habe einen Brief an Stefanie Heinzmann geschrieben und sie um eine persönliche Botschaft für meinen Mann gebeten. Als die Videobotschaft am Abend auf der Leinwand erschien, sah ich in seinen Augen Freude und Überraschung und wusste, dass er mich für diese und andere verrückte Ideen besonders liebt.

www.stretch.ch (R. Kuhn, Aarau)  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Wunder

Von Andreas Thiel — Soll man Wasser in Wein verwandeln?

**Pfarrer:** Wie kann ich meinen Schäfchen glaubhaft machen, dass Jesus Gottes Sohn war?

**Bischof:** Erzähl ihnen, wie er übers Wasser ging.

**Pfarrer:** Die glauben so was erst, wenn sie es mit eigenen Augen gesehen haben. Und ich kann nicht übers Wasser gehen.

**Bischof:** Du bist ja auch nicht Gottes Sohn. Das ist der Beweis.

**Pfarrer:** Die Schäfchen fragen sich auch, was es ihnen nützt, wenn Jesus übers Wasser gehen konnte.

**Bischof:** Na ja, Jesus ist ja nicht gekommen, um uns beizubringen, wie man übers Wasser geht. Erzähl ihnen, wie Jesus an der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelte.

**Pfarrer:** Wie man dieses Wunder vollbringt, hat er uns ja auch nicht überliefert. Zum Glück nicht, denn damit stünden wir heute im Konflikt mit der Behörde. Ein Walliser Weinbauer, der versuchte, dieses Wunder zu wiederholen, wurde verhaftet und wegen Weinpanscherei verurteilt.

**Bischof:** Den Gläubigen kann man es auch nicht recht machen.

**Pfarrer:** Unsere heutigen Propheten sitzen in den Parlamenten und auf den Behörden und müssen Wasser predigen, weil sie keine Wunder vollbringen und deshalb auch kein Wasser in Wein verwandeln können.

**Bischof:** Stell dir vor, Jesus wäre nicht der Sohn Gottes, sondern ein Kind der Gesundheitsbehörde gewesen, dann hätte er vermutlich im Rahmen einer Präventionskampagne Wein in Wasser verwandelt.

**Pfarrer:** Dafür hätte man ihn im Wallis ans Kreuz geschlagen. Das Wallis wäre heute noch jüdisch.

**Bischof:** Es war schon richtig, Wasser in Wein zu verwandeln. Damit hat Jesus die Menschen damals begeistert.

**Pfarrer:** Er muss grossartig gewesen sein.

**Bischof:** Na ja, Gottes Sohn eben...



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Die Gebrüder Humm

Der eine arbeitet als Koch im gutbürgerlichen «Sternen» in Wettingen, dem ältesten Restaurant der Schweiz. Der andere hat in New York eine Weltkarriere gemacht und gilt als kulinarischer Vordenker. Die Geschichte der ungleichen Brüder Mark und Daniel Humm. *Von David Schnapp*

**M**ark Humm, geboren am 2. Januar 1989, aufgewachsen in Schinznach Dorf, ist gelernter Koch. Das wäre ein gänzlich unspektakulärer erster Satz für einen Artikel, wenn der Bruder von Mark nicht Daniel Humm (Jahrgang 1976) hiesse und zu den besten Köchen der Welt gehörte: ein Popstar der Kulinarik, eine globale Leuchtfigur des guten Geschmacks. In dieser Geschichte geht es um zwei ziemlich unterschiedliche Brüder mit grossem Altersunterschied, ohne besonders enge Bindung, die sich am Herd wieder näherkommen. Und es geht um die Kultur des Schweizer Wirtshauses. Dazu aber später mehr.

Mark Humm ist nicht gerade, was man einen beruflichen Senkrechtstarter nennt. Das zweitjüngste von vier Kindern von Brigitte und Roland Humm (Mark hat eine jüngere und eine ältere Schwester sowie den erwähnten dreizehn Jahre älteren Bruder) macht seine Lehre im Biorestaurant «Aarehof» in Möriken-Wildegg, arbeitet mal hier, mal da, aber: «Der berufliche Erfolg stand lange nicht im Zentrum meines Lebens», sagt er mit entwaffnender Ehrlichkeit. Er sitzt unter einer Platane im lauschigen Gartenrestaurant des «Sternen» in Wettingen, wo er zurzeit in der Küche als Saucier für die Zubereitung von Fisch, Fleisch und Saucen mitverantwortlich ist.

Kochen sei für ihn lange nicht besonders wichtig gewesen, sagt Mark Humm, er sei als Skateboarder durch die Schweiz gereist, habe als Techno-DJ aufgelegt und mit Kollegen das Musiklabel 5/4 Takt in Baden geführt. Er hat nebenher im «Hirschen» und im «Rosmarin» in Lenzburg gearbeitet und war bei der Eröffnung des neuen Cafés im Zoo Zürich für kulinarische Fragen zuständig. Irgendwann habe er seinen Bruder Daniel gefragt, ob er nicht bei ihm in New York arbeiten könne. Humm, der Ältere, winkte ab. «Er fand, ich sei noch nicht so weit», erzählt Mark.

## Der Aargau und die Welt

Daniel Humm hat eine Weltkarriere gemacht, vom Schulabbrecher im Kanton Aargau zum Küchenstar New Yorks. Mit seinem Geschäftspartner Will Guidara führt er das «Eleven Madison Park», ausgezeichnet mit drei Michelin-Sternen und laut der Liste der «World's 50 Best Restaurants» die Nummer drei der Welt. Daneben sind die beiden verantwortlich für das Hotel «Nomad» und das gleichnamige Restaurant in New York – das Konzept wird

demnächst nach Los Angeles und Las Vegas exportiert. Ein Fastfood-Restaurant ist in New York ebenso geplant wie ein weiteres Gourmetlokal. Humm/Guidara sind die Autoren dreier empfehlenswerter Kochbücher, ein viertes steht vor der Fertigstellung. Kurz: Es gibt leichtere Ausgangslagen, als im selben Beruf tätig zu sein wie ein solcher älterer Bruder.

Dieser ältere Bruder sitzt gerade in einem Taxi in New York und hat eine kurze Auseinandersetzung mit dem Fahrer, der nicht so will wie sein Gast. Daniel Humm sagt am Telefon: «Das ist New York, hier musst du um alles kämpfen.» Einen Kampf, den er täglich aufs Neue aufnimmt und den er schon oft gewonnen hat – im Kleinen wie im Grossen, mit Zähigkeit und Humor. Dass sein kleiner Bruder auch Koch wurde, habe ihn gefreut, sagt Daniel, aber er habe es bedauert, dass er so wenig berufliche Ambitionen entwickelt habe.

## So viel Energie

Nach einer Intervention seiner Mutter durfte Mark dann noch für ein Praktikum nach New York, er arbeitete drei Wochen in der Küche des «EMP», eine Woche im «Nomad» (Spezialität: im Ganzen gebratenes Huhn mit Foie gras und Trüffel) und schlief im Wohnzimmer des Bruders auf einer Luftmatratze. «In der Küche in



*Zähigkeit und Humor:* Daniel Humm.

New York ist etwas passiert, seither brennt es in mir», erzählt Mark Humm und macht den Eindruck, als würde er demnächst aufstehen und fünfmal um das Restaurantgebäude rennen. «Ich habe so viel Energie, dass ich 4000 Kilometer im Monat auf dem Rennvelo zurücklege. Manchmal nutze ich die Zimmerstunde und radle von Wettingen nach Schinznach zu meiner Mutter und wieder zurück.»

Sein Bruder habe in der Küche keine Spezialbehandlung erhalten, erzählt Daniel Humm, im Gegenteil: «Der Deal war, dass er das packen muss – an sechs langen Tagen pro Woche. Er musste zur Arbeit, auch wenn er sich mal nicht wohl fühlte, und er musste bis zum Schluss bleiben, den Abwaschern helfen und den Boden aufnehmen.» Seine grosse Freude sei, dass er es gepackt und dass er sich den Respekt des Teams erarbeitet habe, so Daniel Humm. Einfach sei das nicht gewesen, schliesslich hätten alle genau hingeschaut, wie sich der Bruder des Chefs mache.

Die Küche des «Eleven Madison Park» ist kein Ponyhof, um es mit einem populären Bonmot zu sagen. Daniel Humms Leistung

## Mark vergleicht seine New-York-Küchenerfahrung mit dem Kriegsfilm «Full Metal Jacket».

liegt nicht nur in zusehends reduzierten, auf den Punkt gebrachten, aber geschmacksintensiven Gerichten wie Sellerie mit schwarzem Trüffel oder seinem ikonischen Dessert «Milch und Honig». Er hat vielmehr ein System etabliert, in dem nichts schiefgehen kann, das höchste Präzision zu jeder Zeit garantiert. Sowohl das «EMP» als auch das «Nomad» sind 24/7-Betriebe. Im Gourmetrestaurant werden abends rund neunzig und, falls an den Mittagen geöffnet, nochmals rund fünfzig Gäste bedient. Im «Nomad» – auch hier ist das Restaurant mit einem Stern ausgezeichnet – wird Essen fast rund um die Uhr in sieben verschiedenen Räumlichkeiten serviert.

## «Von nichts kommt nichts»

In der «EMP»-Küche sind selbst die Laufwege vorgeschrieben. «Es gibt Regeln für das Zupfen von Blüten ebenso wie es verboten ist, ein Messer auf der Arbeitsfläche rumliegen zu lassen oder unrasiert zur Arbeit zu erscheinen», erzählt Mark Humm. Er vergleicht seine New-York-Küchenerfahrung mit dem Kriegsfilm «Full Metal Jacket» von Stanley Kubrick, der in einem Ausbildungslager der US-Marines und in Vietnam spielt. «Bei mir hat es klick gemacht», erzählt Mark Humm. «Vielleicht hat mir eine gewisse Härte, aber auch eine feste Struktur bisher gefehlt», fügt er an. Daniel Humm lacht und sagt zur Schilderung seines Bruders, er selbst verfolge seit je ein simples Prinzip: «Von nichts kommt nichts.»





«Bei mir hat es klick gemacht»: Mark Humm.

Der Plan nun steht jedenfalls, nächstes Jahr will Mark seinem Bruder in die USA folgen. Zuvor soll er aber seine handwerklichen Fähigkeiten im «Sternen» verfeinern. Im erfahrenen Gastgeber und Koch Walter J. Erni, der seit 26 Jahren «das älteste Restaurant der Schweiz» führt, hat Mark Humm einen idealen Mentor gefunden. Erni hat eben noch eigenhändig verwelkte Geranienblüten aus den Blumenkisten gelesen und sitzt jetzt neben dem plätschernden Brunnen, trinkt ein Glas Apfelwein und erzählt von der Wettinger Klosterhalbinsel, auf der er die historische «Wiege der Schweizer Gastronomie» ortet. Neben dem heutigen «Sternen», dessen Ursprünge auf das sogenannte Weiberhaus aus dem Jahr 1254 zurückgehen, in dem Frauen und Reisende gepflegt wurden, gibt es in der grossen Anlage an der Limmat weitere historische Restaurationsbetriebe.

Erni pflegt hier die Kultur des gutbürgerlichen Wirtshauses, auch wenn Gerichte wie Wildfang-Garnelen mit Avocadotatar, Kräuter-

salat und Grapefruit-Filets frisch, leicht und zeitgemäss daherkommen. Auf der Karte stehen auch knusprige Eglifilets, Gänseleber auf Tarte Tatin oder natürlich das Kalbgeschnetzelte nach Zürcher Art mit Rösti und andere Klassiker wie Rindsfilet Rossini oder Stroganoff.

Er führe den «Sternen» nach den Prinzipien von Mövenpick-Gründer Ueli Prager, für den er einst gearbeitet hat, sagt Walter Erni: An erster Stelle komme die Ambiance, dann das Angebot, der Service und schliesslich das Essen. Es ist hier tadellos, nach den Garnelen gibt es Roastbeef, perfekt gegart, zart und fleischig, dazu etwas Gemüse. Erni hat Mark Humm beauftragt, er solle für den Journalisten das Fleisch zubereiten. Dieser überzeugte seinen Chef, dass es besser sei, wenn das Stück nach dem Anbraten zum Nachgaren nicht in den Ofen gelegt werde, sondern in einen Hold-o-Mat. Das Gerät ermöglicht durch besondere Hitzeführung und Feuchtigkeitskontrolle sehr präzise Gar-Ergebnisse. Das auf diese Weise perfekt zubereitete

Rindfleisch wird deshalb auch den Mitgliedern des Rotary Club serviert, die im Saal im ersten Stock zusammentreffen.

Dass sein neuer Fleisch- und Fischfachmann die eigene Auswanderung plant, ist für Walter Erni kein Problem. Er hat selber jahrelang in Kanada gelebt und gearbeitet, war Mitglied der dortigen Koch-Nationalmannschaft und hat immer noch einen kanadischen Pass. «Ein Koch lebt letztlich von der Anerkennung seiner Gäste, und die ist in Nordamerika überproportional gross», sagt Erni.

Auch deshalb träumt er davon, die kulinarischen Fähigkeiten der Schweiz in einem «Culinary Competence Center» zusammenzufassen, wo Fachleute und Industrie ein Gewerbe voranbringen sollen, das nicht zwingend rosige Zukunftsaussichten hat. «65 Prozent der Betriebe schreiben rote Zahlen, und das sind ja nicht alles Trottel», sagt Erni. Das Gastgewerbe schaffe mehr Arbeitsstellen als die Landwirtschaft, könne aber kaum auf vergleichbares Verständnis bei Politik und Verwaltung zählen.

### Schweizer Qualität

Dass die beiden Humm-Brüder im selben Beruf landeten, ist kein Zufall. Beide berufen sich auf ihre Mutter, die Gemüse und Obst von den umliegenden Höfen bezogen hat und ihre Familie gewissermassen nach der heute wieder populären Farm-to-table-Idee bekocht hat. Landdienst war für die jungen Humms eine Pflicht, vor harter Arbeit scheue sich niemand in der Familie, sagt Mark. Noch heute isst er gerne zu Hause, dann gibt es Rindsfleischvögel mit Risotto und Karotten.

Mark Humm stellt sich auf Jahre der harten Arbeit in New York ein, er freue sich auf den Stress, auf die Energie, das Adrenalin. Und er habe ein klares Ziel: «In fünf Jahren möchte ich Souschef auf einem Posten im «EMP» sein», sagt er unternehmungslustig. Für seinen Bruder werde das ein langer und kein einfacher Weg, sagt Daniel Humm. Und: «Mein Vorteil ist ja, dass ich schon als Vierzehnjähriger mit dem Kochen angefangen habe. Das ist wie mit einer Sprache: Je früher man beginnt, sie zu lernen, desto besser beherrscht man sie später.»

Für die beiden Humm-Brüder, die sich wegen des grossen Altersunterschiedes lange nicht besonders nah waren, scheint die Küchensprache das neue verbindende Element zu sein. Und dass Humm, der Jüngere, seinem weltbekannten Bruder, dem Älteren, nun nach New York folgt, ist ein weiteres Kapitel in dieser ungewöhnlichen kulinarisch-familiären Geschichte mit Schweizer Ursprung.

Gasthof Sternen Kloster Wettingen, Klosterstrasse 9, Wettingen. Tel. 056 427 14 61. Samstags nur abends geöffnet. [www.sternen-kloster-wettingen.ch](http://www.sternen-kloster-wettingen.ch)

Eleven Madison Park, 11 Madison Ave, New York. Tel. +1 212 889 0905. Montags bis donnerstags nur Abends geöffnet. [www.elevenmadisonpark.com](http://www.elevenmadisonpark.com)

## Normalität als Chance

Von Peter Ruedi



**T**alentierte Winzer kaprizieren sich zwar keineswegs auf Katastrophenjahre – doch es gibt finstere Momente, da verhagelt es dem couragiertesten unter ihnen alle Hoffnungen. Aber die besten Jahrgänge lieben sie auch nicht. Ganz einfach, weil da jeder Idiot etwas Valables zustande bringt und der Wein sich sozusagen von selbst macht. In Montalcino, der toskanischen Prestige-Appellation, war 2011 weder das eine noch das andere der Fall. Auf normale Bedingungen im Winter und Frühling folgte ein heisser Sommer mit vielen Hitze-Spitzen, was die Sangiovese nicht einmal dort mag, wo ihr die Winde von der Maremma und vom Monte Amiata her ins Laub fächeln. Was auf den insgesamt 125 Hektaren des Anwesens von Argiano wuchs (nicht alles Weinberge, aber immerhin; es gehörte einst zum Portefeuille des Star-Beraters Giacomo Tachis und ist heute in brasilianischem Besitz), musste 2011 in einer kürzesten Ernte eingebracht werden. So gesehen ist dieser Brunello ein feinbalanciertes Meisterwerk. Durch einen raffinierten Umgang mit Holz (französische Barriques, slowenische Eiche, Fässer unterschiedlichster Grösse) erreicht der Brunello von Argiano ein herrliches Gleichgewicht zwischen frischer beeriger Frucht und Eichen- und Rauchnoten am Gaumen, eleganten Tanninen und einer strahlenden Säure. Zweifellos gebaut auf eine lange Lebenserwartung hin. Nannten die Winzer in Montalcino den Jahrgang 2010 einen «Traum» und stellen sie für den quantitativ bescheidenen Zwölfer gar noch Superlativischeres in Aussicht, sollte der geneigte Brunello-Normaltrinker sich doch nicht von der Wertschätzung des Elfers abhalten lassen, zumindest bei umsichtig operierenden Häusern wie Argiano. Dies ist ein Superwein, der im Unterschied zu manchen Super-Tuscans auch in zwanzig Jahren noch ein Superwein sein wird. Wenn auch durchaus schon hier und jetzt, fünf Jahre nach der Ernte, ein Genuss – etwas Dekantieren vorausgesetzt. Aber das versteht sich ja bei einem jüngeren Brunello fast von selbst.

Argiano Brunello di Montalcino 2011. 14,5%.  
Gazzar, Ecublens. Fr. 37.80. [www.gazzar-weine.ch](http://www.gazzar-weine.ch)

## Noch einen Espresso, bitte!

Roger Bähler führt die älteste Kaffeerösterei der Schweiz und bereitet das Heissgetränk mit Humor und Fachkenntnis zu. Von David Schnapp



Süsse, Säure, Bitternoten: Roger Bähler.

**W**enn Roger Bähler über Kaffee spricht, ist «vom Selbstmord der Bohnen» die Rede. Das Füllen des Behälters einer Kaffeemühle mit den schwarzbraunen Kernen, die dann tage- oder gar wochenlang dort liegen, ist für den CEO von Turm & Bogen, der ältesten Kaffeerösterei der Schweiz, ein suizidaler Akt. Natürlich sagt Bähler das mit feiner Ironie, er sieht sich sozusagen als Anwalt der Bohne. Schliesslich hat man es mit einem komplexen Naturprodukt zu tun. Es wächst nur unter bestimmten klimatischen Bedingungen in siebzig Ländern der Welt am Äquator, wird idealerweise von Hand geerntet, gewaschen oder getrocknet, mit Sorgfalt fermentiert, ausgewählt und geröstet.

Aus Bählers Sicht ist es deshalb angebracht, wenn man dann auch die Zubereitung zu Hause (oder im Restaurant) mit einer gewissen Akkuratess angeht. Er nennt das «fachgerecht». Die Schweiz ist das Kaffeehandelsland der Welt, rund siebzig Prozent des Weltmarktes mit dem global beliebtesten Handelsgut nach Öl laufen über die Eidgenossenschaft. Die Revolution des Kaffeetrinkens ist ebenfalls made in Switzerland, der Markt mit Portionenkaffee in Kapseln hat bereits einen Anteil von vierzig Prozent am Gesamtvolumen.

Aber in der Welt von Roger Bähler geht es sowieso nur um die oberen zehn Prozent, wo höchste Qualitätsansprüche gelten. Dort wer-

den nur gerade so viele, möglichst frische Bohnen – Kaffee ist kein Lagerprodukt – in den Behälter der Mühle gefüllt wie nötig, frisch gemahlen und mit zwei Präzisionswerkzeugen aus eigener Herstellung flach gestrichen und andrückt («getampert»). 24 bis 28 Sekunden soll es dauern, bis 30 Milliliter Espresso extrahiert werden. Stimmt die Durchlaufzeit nicht, muss feiner gemahlen oder mehr Pulver verwendet werden.

### Tausend Aromastoffe

Ohne Zucker, Rahm und Guetsli: Roger Bähler möchte auf dem Unterteller der Espressotasse nur ein Löffelchen sehen. Damit rührt man die feinporige Crema unter den Kaffee, um die ätherischen Öle gleichmässig zu verteilen. Erst dann darf getrunken werden, denn nun haben sich Süsse, Säure und Bitternoten perfekt vermischt. Es gibt kein komplexeres Lebensmittel als Kaffee: Tausend Aromastoffe liefert schon eine Zelle, und jede Bohne besteht aus Tausenden Zellen. Bei Roger Bähler können übrigens nicht nur Profis, sondern auch Heimanwender mit Sinn für koffeinhaltige Feinheiten lernen, wie man Kaffee macht.

Informationen zu Kursen für Kaffeeliebhaber:  
Turm & Bogen Kaffee, [info@turmkaffee.ch](mailto:info@turmkaffee.ch), Tel. 071 288 1735





## Motorrad

# Mein Roller (III)

Zweirad-Langzeittest: Wie viel Fahrfreude steckt im Maxi-Scooter BMW C 650 GT auf längeren Strecken? *Von David Schnapp*

Im letzten Teil des Langzeittests mit dem grossen Scooter von BMW ging es um seinen Einsatz im städtischen Umfeld (*Weltwoche* Nr. 32/16), nun fahre ich ein richtiges Stück darüber hinaus. Nach ersten kürzeren Autobahnstrecken (um vierzig Kilometer) und vielen städtischen Einsätzen nahm ich mir eine Mittellandtour vor, um durch ein unterschätztes Stück Schweiz zu kurven. Denn wer im Mittel-land die chronisch überlastete A1 nie verlässt,

wird nicht erfahren, wie schnell die industrialisierten Autobahnränder von einer sanftmütigen Landschaft abgelöst werden. Sie roch nach Spätsommer, nach sonnengesättigter Erde, und in den Dörfern stehen Kirchen, es gibt Geranienkistchen, Metzgereien und Schreinereien – und die Erfüllung aller idyllischen Vorstellungen, die man als Stadtbewohner vom Land so hat.

Der C 650 GT wird dem Zusatz «Gran Turismo» jederzeit gerecht. Auf der Autobahn, grundsätzlich nicht der schönste Ort zum Töfffahren, wird es ab 100 km/h etwas rauer, aber die grosse, in der Höhe elektrisch verstellbare Frontscheibe macht es einem leicht, deutlich schneller zu fahren. Schade ist bloss, dass der «Side View Assist», der herannahende Fahrzeuge im toten Winkel anzeigt, nur bis 80 km/h funktioniert. Gerade auf der Autobahn bei dichterem Verkehr wäre das eine hilfreiche Information. Bei Oftringen verlasse ich die Autobahn, um nach der erwähnten Fahrt übers Land in Lotzwil BE eine Pause zu machen. Im

«Kreuz» wird man freundlich bedient und bekommt für fünf Franken einen Kaffee und ein Sandwich.

### An der Spitze der Kolonne

Nach der Pause fahre ich ein Stück zurück und halte beim Fabrikladen der Porzellanfabrik Langenthal. Als Motorradfahrer hält man ja öfter, weil der Konzentrationsaufwand tatsächlich höher ist als bei der Fahrt in einem modernen Auto. Ich erstehe diverse Porzellanerzeugnisse, zum Beispiel einen Kinderteller mit Globi als Dampflokomotivführer, und bin froh um das geräumige Staufach unter dem Sitz des Maxi-Scooters, der sich am Ende des Tages und nach etwas über 200 Kilometern als sehr langstreckentauglich erweisen wird.

Beinahe eine Offenbarung ist die BMW-Maschine auf der Rückfahrt: Auf den langgezogenen Kurven oder kurzen Anstiegen mit milden Serpentinaen ist der Scooter flott unterwegs – weil er über ein richtiges Fahrwerk verfügt, das die ideale Balance zwischen Komfort beim schnellen Geradeausfahren und Dynamik in der Biegung ermöglicht. Die 60 PS des Rollers wirken dabei ausreichend, explosive Überholmanöver sind damit zwar nicht möglich, aber zügiges Vorankommen ist garantiert. Jedenfalls überlege ich mir, noch einmal richtig weit wegzufahren. Es würde wohl Freude machen.

### BMW C 650 GT ABS

Leistung: 60 PS / 44 kW, Hubraum: 647 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h  
Preis: Fr. 12 350.–





«Fast so kompliziert wie Bebop»: Gitarrist, Produzent und Bandleader Vetterli, 50.

MvH trifft

## Tommy «T. Baron» Vetterli

Von Mark van Huissing — Der Schweizer Thrash-Metal-Star – falls es so etwas gibt – ist wieder da.

Wie hast du's geschafft, einen Major-Label-Vertrag zu bekommen für eine Band, die vor zwanzig Jahren zum letzten Mal ein Album veröffentlicht hat und dann aufgehört hat, wegen Erfolglosigkeit? – «Wegen Erfolglosigkeit haben wir nicht aufgehört, sondern weil jeder mal was anderes probieren wollte musikalisch. Aber klar, hätten wir so viele CDs verkauft wie Metallica, hätten wir auch einen *shrink* geholt und weitergemacht. Und zum anderen: Früher hiess es, wir seien der Zeit voraus. Vielleicht stimmt jetzt die Zeit. Wir haben viel mehr Leute an unseren Konzerten, eine extreme Nachfrage nach unseren Shows, obwohl wir keine Booking-Agentur haben... Wir wundern uns selber.» – «Aber den Vertrag hast du reingeholt, die Musikindustrie ist ja eine Schrumpfbbranche...» – «Auch die Plattenfirma kam von sich aus, und zwar schon vor fünf, sechs Jahren: «Macht eine Reunion», hat der Chef gesagt. Und irgendwann wurden die Gagen so interessant,

dass wir fanden, jetzt wären wir blöd, wenn wir's nicht probieren würden.»

Tommy Vetterli, 49, ist ein Schweizer Gitarrist und Musikproduzent. In der zweiten Hälfte der achtziger und ersten Hälfte der neunziger Jahre veröffentlichten er und zwei Kollegen als Band mit Namen Coroner sechs Alben; Ende Monat erscheint bei Sony Music «Autopsy», eine Art Rückblick auf die Coroner-Geschichte, und kommendes Jahr folgt das siebte Studioalbum mit neuer Musik. Die Gruppe wird dem Genre Thrash-Metal zugeordnet, dabei handelt es sich um eine schnellere und extremere Art des Metal. In der Zwischenzeit war Vetterli – er gilt als einer der besten Schweizer Gitarristen und ist für verschiedenste Produktionen von Pop-bis Country-musik buchbar – eine Zeitlang Gitarrist von Stephan Eicher, und er produzierte in seinem Tonstudio in Pfäffikon SZ Alben verschiedener Schweizer Metal-Bands, darunter Eluveitie. Er

ist verheiratet mit der Journalistin und Musikerin Nina Trembl, zusammen mit einem Schlagzeuger bilden sie die Band 69 Chambers.

«Du hast gesagt, für die meisten Leute sei Metal wohl Lärm, dabei sei es anspruchsvoll, solche Musik gut und virtuos zu spielen. Tatsächlich? Ich meine auch, Metal sei wie Punk, drei Akkorde ...» – «Nein, das ist nicht so. Es gibt diese Art Metal, aber der Style, den wir haben, ist das Gegenteil, fast so kompliziert und anspruchsvoll wie Bebop [Musikstilrichtung, die den Ursprung des Modern Jazz bildet; Wikipedia] – extrem schnelle Läufe, virtuosos Zeug, vom Harmonischen her viel komplexer als Popmusik, viele Tonartwechsel, rhythmisch vertrackt ... Das macht es auch anspruchsvoll zum Hören.» – «Dagegen sei Stephan Eichers Musik eine Folge von Pfadfinderakkorden, also viel einfacher ...» – «Okay, was ich gesagt habe über Stephan: dass er aus drei Pfadfinderakkorden extrem schöne Sachen macht. Für mich war's eine grossartige Zeit [als Mitglied von Eichers Band], aber rein musikalisch, technisch war's keine Herausforderung, es war gemütlich. Wogegen ich nach einer Coroner-Show erst mal eine halbe Stunde sitzen muss.»

«Kann man sagen, als Metal-Musiker kann man in der Schweiz nicht leben, als Metal-Produzent aber schon?» – «Man muss sich breit aufstellen. Wenn man nur Gitarrist ist, muss man der Beste sein, damit man überlebt – dann wirst du für den Coop-Spot und so weiter gebucht. Und sonst musst du so vielseitig sein, dass du eben auch für Eicher spielen kannst. Meine Standbeine sind: Gitarrist in Bands, Gitarrenlehrer, Studiomusiker und Produzent. Ich bin seit siebzehn Jahren selbständig.» – «Du hast dir das Gitarrespielen selber beigebracht.» – «Ganz am Anfang hab ich ein paar Stunden genommen, aber das Instrument hat mich noch nicht reingezogen. Erst später wollte ich der beste Gitarrist der Welt werden ... Ich hab geübt wie ein Geisteskranker.» – «Im Blues singen sie: «Als ich heute Morgen aufwachte, war die Schlampe weg.» Im Hip-Hop: «Als ich heute Morgen aufwachte, war eine Schlampe in meinem Bett.» Und im Metal: «Als ich heute Morgen aufwachte, war die Schlampe tot – ich hab sie umgebracht!» Geht dir diese Gewaltverherrlichung im Metal nicht auf die Nerven?» – «Haha. Also dieses klassische Heavy-Metal-Image – Schwerter oder das Fantasy-Zeug – fand ich schon immer doof. Klar, bei Coroner haben wir manchmal auch ein wenig harte Ausdrücke, aber es bleibt dann nicht bei dem, es ist tiefgründiger.» – «Ein Song von euch, so etwas wie der Hit, heisst «Reborn Through Hate» [Durch Hass wiedergeboren] ...» – «Es wird nicht so heiss gegessen, es ist Unterhaltung. Wenn man einen Horrorfilm schaut, kommt auch kein Zombie und beisst einem den Kopf ab. Man muss das relativ sehen.»

Sein liebstes Restaurant: Café Boy, Kochstrasse 2, Zürich, Tel. 044 240 40 24



	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37					38		
	39								40					41
42									43					
	44					45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Einer wie ein Bundesgenosse von einst  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Das wettermässige entlädt sich nicht selten im seelischen. 5 Leidenschaftlicher Tanz mit choreographischer Eigenart. 11 Pflanzliche Riesen wegen andauerndem Welken in der Krise. 12 Grazil wie eine Gazelle und entfernt mit ihr verwandt. 14 Getreide, in den USA angebaut. 15 Kurt Felix führte den medialen Jungen zum Erfolg. 16 Tätigkeit, verspricht Haltbarkeit. 17 Ruderern bekannt, das farblich revolutionäre Gewässer. 18 Die Bilanz ergibt sich aus dem Resultat. 19 Ein solcher Wind führt zu 1 waagrecht. 20 Ist fraglos von höchster Qualität. 23 Grün oder Grau: steht vor diesem Baum. 27 Google macht die Erde dazu. 28 Es bedeutet sachlich gesehen den Vorrang. 29 Solche Sätze kennen sprachgewandte Tennisspieler gut. 32 Ihre kleine Schwester trägt den Namen Ariette. 34 Kurz: tausend Zyklen pro Sekunde. 35 Genau diese Parade: ohne Militär, aber mit vielen Zuschauern. 37 Ohne dass er einen Finger rühren muss, fließt bei ihm das Geld. 39 Das Gespenst: ein Skandal, musste der Achternbusch erkennen. 40 Wo er ist, ist ausser am Rande nichts. 42 Der Teil des Telefons passt genau zum Benutzer. 43 Pierre aus La Chaux-de-Fonds, Bundesrat zwischen 1977 und 1987. 44 Für Schreiner ein Stückchen Holz, für Berner Rockfans eine Band. 45 Ein Teppich aus Blättchen, eine scharfe Sache.

**Senkrecht** — 1 Was wären in der Region Valencias Wein, Zitrusfrüchte und Oliven ohne diesen Fluss! 2 Wo der Rhein zu seiner ersten Stadt kam. 3 Genau genommen ist sie eine passende Variante zu Emil. 4 Was Pauline Ester einst über das Fenster sang. 6 Bei ihm sieht die Prophetenzunft die Zukunft klarer. 7 Hinter etwas her ein, wie kein normaler Mensch es für möglich hält. 8 Ein Stahlblock ohne Abschluss. 9 Ein weitgereister Franzose war schon in vielen. 10 Wo sich Clowns und Artisten gerne treffen. 13 Wer Rowling kennt, weiss natürlich auch über ihn Bescheid. 14 Die anatomische Leitungsbahn erinnert an eines. 15 Für die einen ist es das Vaterland, für andere der Geliebte. 19 Etwas sperrig gesagt: Absperrbauwerke. 21 Der Neider erkennt in ihm wohl eine Tugend. 22 Mit ihm geht's sportlich gesehen los. 24 Manchmal ist sie ein richtiger Knaller. 25 Anderer Fehler sind gute, lehrt uns ein Sprichwort. 26 Die Eiserne Lady, zumindest als filmisches Alter Ego. 28 Patron der Schlosser, Schiffer und Fischer. 30 Wer von sittlicher Gesinnung spricht, meint auch es. 31 Intersection in Basel, seine Skulptur sorgt nicht nur für Freude. 33 Deren kulturelles Zentrum lag in Cusco. 36 Solcherart klar überblickbar. 38 Sinn gemässe Mitte, endlos. 41 Schweizer kennen wohl den Bruder von SRF und RSI.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 485**

I	N	F	E	R	N	A	L			N	E	V	I	S
R		E		A		T	O	P	K	A	P	I		E
M	A	U	S	M	A	T	T	E		T	O	E	N	E
A	N	E	T	O		E	I	N	K	O	C	H	E	N
	B	R	I	S	E	N		S			H		U	
	A		F			T	R	I	S	T	E	S	S	E
A	U	S	T	R	I	A		O	A	U			E	
B	E	T		I		T	E	N	N	E	S	S	E	E
K	N	E	B	E	L			I	S	R	A	E	L	
E		L	A	S	A	G	N	E		M	E	R	A	N
H	E	L	L	E	N	E		R		E	L	E	N	
R		A	Z	N	A	R		T	O	N	E	R	D	E

**Waagrecht** — 1 INFERNAL 6 NEVIS 10 TOPKAPI  
 12 MAUSMATTE 15 TOENE 17 ANETO 18 EINKOCHEN  
 19 BRISEN 20 TRISTESSE 23 AUSTRARIA (symb. Staatsgestalt) 26 OAU (Berufseignungstest) 28 TENNESSEE 31 KNEBEL  
 34 ISRAEL 35 LASAGNE 37 MERAN 38 HELLENE 39 ELEN (poet. f. Elch) 40 AZNAR 41 TONERDE

**Senkrecht** — 1 IRMA 2 FEUER 3 RAMOS  
 4 ATTENTAT 5 LOTI 6 NATO 7 EPOCHE  
 8 VIEH 9 SEEN (engl. f. gesehen) 11 PENSIONNIERT 13 ANBAUEN 14 STIFT 16 NEUSEELAND  
 21 SANS 22 TUERMEN 23 ABKEHR 24 STELLA (it. Architekt) 25 RIESEN 29 SAELE  
 30 SERER 32 BALZ 33 LANA (anal) 36 GER

**Lösungswort** — SINNESORGANE



EMS – Innovativ, weltweit  
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
 Hochleistungspolymere  
 Spezialchemikalien



KATAR  
HOSPITALITY



45 JAHRE GASTFREUNDSCHAFT

## WIR VERÄNDERN DIE WELT DER GASTFREUNDSCHAFT.

Stolz blicken wir auf unsere Vergangenheit zurück. Leidenschaft inspiriert uns heute. Perfektion ist unser Ziel für die Zukunft.

Katar Hospitality. Lässt Ikonen wieder aufleben. Inspiriert die Zukunft. Heißt die Welt willkommen.

